



Leseprobe

Daniel Wolf

Im Zeichen des Löwen Historischer Roman

»Ein meisterlicher historischer Roman!
Und das fast 1000 Seiten lang, ohne dabei
an Spannung zu verlieren. Mit „Im Zeichen
des Löwen“ startet Daniel Wolf eine neue
historische Saga, bei der man schon jetzt
nicht mehr die Finger davonlassen kann!«
Alex Dengler, denglers-buchkritik.de

Bestellen Sie mit einem Klick für 15,00 €



Seiten: 928

Erscheinungstermin: 17. Februar 2020

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Friesland 1351: Schiffe zu bauen – das war schon immer der Traum des jungen Zimmermanns Jann Wilken. Mit seinen genialen Ideen will er die Seefahrt revolutionieren und sich in den Häfen der Hanse einen Namen machen. Aber Jann hat es nicht leicht. Er ist der uneheliche Sohn des mächtigen Wilke Tammen Osinga, der den Bastard verabscheut und täglich erniedrigt. Der jähzornige Wilke führt eine Blutfehde gegen seinen Erzfeind Enne Rycken und zieht seine Söhne in den Konflikt hinein. Jann ist seit langem heimlich in seine Jugendfreundin Jorien verliebt. Doch als er ihr endlich seine Gefühle gestehen will, wird sein Dorf von Enne angegriffen, und es kommt zur Katastrophe ...



Autor

Daniel Wolf

Daniel Wolf ist das Pseudonym von Christoph Lode. Der 1977 geborene Schriftsteller arbeitete zunächst u.a. als Musiklehrer, in einer Chemiefabrik und in einer psychiatrischen Klinik, bevor er sich ganz dem Schreiben widmete. Mit den historischen Romanen um die Händlerfamilie Fleury, »Das Salz der Erde«, »Das Licht der Welt«, »Das Gold des Meeres« und »Die Gabe des Himmels«, gelang ihm ebenso der Sprung auf die Bestsellerlisten wie mit den zwei Bänden der Friesensaga »Im Zeichen des Löwen« und »Im Bann des Adlers«. Der Autor lebt in Speyer. Weitere Titel von Daniel Wolf sind bei Goldmann in Vorbereitung.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Dataminings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

7. Auflage

Originalausgabe März 2020

Copyright © 2020 by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur
Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen.

Gestaltung des Umschlags: UNO Werbeagentur München

Umschlagfoto: Loading Goods on to a Ship,
from the manuscript »Justiniano Institutiones Feodorum et Alia«, c.1300 (vellum),
Bolognese School, (14th century) / Biblioteca Nazionale, Turin, Italy /

Index Fototeca / Bridgeman Images

FinePic®, München

Redaktion: Eva Wagner

BH · Herstellung: kw

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-49003-5

www.goldmann-verlag.de

Dramatis Personae

WARFSTEDE

Wilke Tammen, das Oberhaupt der Familie Osinga,
der Redjeve zu Warfstede
Unicke Wilken, sein Erstgeborener
Here Wilken, sein Zweitgeborener
Abbe Wilken, sein Drittgeborener
Jann Wilken, sein Bastard
Ippe Tammen, Wilkes Bruder, der Vikar von Warfstede
Gela Reinken, Janns Mutter, eine Magd
Folkmar Peters, ein Schiffsbaumeister
Jorien Folkmars, seine Tochter
Tede Johannsen, ein Lotse
Bebbe Tygen, ein Krieger
Hedde Sassen, ein Krieger
Harke Clausen, ein Schiffszimmermann

DUVELSLOND

Enne Rycken, das Oberhaupt der Familie Hylkena,
der Redjeve zu Duvelslond
Alke Rycken, seine Schwester, eine Alchemistin

HARLINGERLAND

Onneke Fossen, der Zunftmeister der Schiffsbauer
Ihmel Campen, ein Bauer
Herderic Campen, sein Bruder
Folef Iken, ein Bauer
Ocke Gerts, ein Bauer
Uke Nannen, ein Schiffsbaumeister
Eggerik Beven, ein Schiffsbaumeister

Uptet Cyben Platinga, ein Redjeve
Kene Martins Reentzen, der Enunciator der Landsgemeinde
Hayke Kenen Reentzen, sein Sohn
Rikeld Aden, ein Redjeve

BREMEN

Theda Peters, die Meisterin der Beginen zu Sankt Katharinen, Folkmars
Schwester
Alburg, eine Begine
Mechthildis, eine Begine
Clementia, eine Begine
Dina, eine Magd
Marquard, ein Kaufmann und Ratsherr, der Tutor der Beginen
Nikolaus, ein Domherr, der Beichtvater der Beginen
Johann, ein Pächter der Beginen
Gregorius, der Abt der Dominikaner
Margarethe Hemeling, eine betagte Patrizierin

LÜBECK

Hartmann, ein Handelsherr
Geseke, seine Gemahlin
Ricarda, seine Tochter
Wilbrand, ein Schiffsgeistlicher
Elver, ein Schiffer
Vito, ein Kaufmann
Luther, ein Schiffer

HISTORISCHE PERSONEN

Johann Wittenborg, ein Kaufmann und Ratsherr, Bürgermeister von Lübeck
ab 1359
Brun Warendorp, ein Kaufmann und Ratsherr, Bürgermeister von Lübeck
ab 1367
Albert II., Erzbischof von Bremen ab 1361
Waldemar IV. »Atterdag«, der König von Dänemark
Walter Kerlinger, ein Inquisitor
Hare Edzardsna, das Oberhaupt der Familie Cirksena, ein Redjeve und
Häuptling

Matthias Overstolz, ein Schöffe und Bürgermeister von Köln

Bertram Wulflam und Johannes Rughe, die Ratssendeboten von Stralsund,
Greifswald, Anklam und Stettin

Thomas Morckerke, ein Kaufmann, Mitglied der Zirkelgesellschaft zu Lübeck

SONSTIGE

Hylmer Lutets, ein westfriesischer Lotse

Pietro und Bernabò, Brüder, Kaufleute aus Genua

Gerold Eyken, ein Schiffer aus Rungholt

Humphrey Fitzhamon, ein englischer Soldritter

Doctor Albrondus, ein Medicus

Christian von Visby, ein hansischer Söldner

Ulrich, sein Diener

Im Anhang befindet sich ein Glossar der friesischen und maritimen Begriffe.

*»Der Stamm der Friesen ist nach außen frei,
keinem Herrn unterworfen.
Lieber wählen sie den Tod,
als dass sie sich mit dem Joch der Knechtschaft
belasten ließen.«*

Bartholomaeus Anglicus
1240 nach Christus

Prolog



1350

Warfstede

Das Schiff im Watt brachte den Hass nach Warfstede.

Jann stand auf dem Deich und beobachtete die Kogge, die draußen im Priel ankerte. Es war die *Magnus*, der ganze Stolz der Familie Osinga. Das Schiff war weit entfernt, doch Jann hätte es unter tausend anderen wiedererkannt. Erst vor zwei Wochen war es ausgelaufen. Niemand hatte schon so bald mit seiner Rückkehr gerechnet.

Es war ein friedlicher Sommermorgen. Wie jeden Tag war Jann zum Siel gegangen und hatte mit dem Stecken die Muscheln vom Schleusentor gekratzt. Die Sonne stand tief über dem Marschland, das Watt gleißte wie poliertes Silbergeschirr oder wie die Reliquien-schreine in den Kirchen zu Köln und Lübeck, von denen er gehört hatte. Jann Wilken war siebzehn Jahre alt. Er hatte noch nicht viel gesehen von der Welt.

Frischer Wind kam vom Meer. Das Schiffsvolk hatte die Rah gefertigt und nahm soeben das Segel ab. Drei Seeleute kletterten über die Reling, ließen sich in den Priel fallen und schwammen zum flachen Rand der wassergefüllten Rinne. Der Wind verstümmelte ihre Rufe, als sie mit vereinten Kräften einen Ballen aus Segeltuch auf das Watt zogen. Das Bündel war länglich und schwer, zwei Männer mussten es tragen. Janns Hand krampfte sich um den Stecken.

Er stieg den Deich an der Tidenseite hinab, die Schafe machten ihm blökend Platz. Neben ihm strömte der Fluss durch die Salzwiesen und vereinigte sich mit dem Priel, der sich in glitzernden Schleifen durch das Watt schlängelte. Janns Herz pochte wild. Er wollte

rennen, aber der weiche Wattboden hielt ihn auf. Seine nackten Füße sanken darin ein. Schritt für Schritt kämpfte er sich voran.

Seine Halbbrüder Unicke und Here waren nach Rungholt gefahren, um Schlachtvieh und Schafswolle gegen lübisches Bier und schwedisches Eisenerz zu tauschen. Doch als Jann den Männern der *Magnus* entgegengelaufte, erblickte er nur Here Wilken, der dem kleinen Trupp vorausschritt.

»Hol Vater!«, rief sein Halbbruder.

Jann blieb stehen, presste die Lippen aufeinander. Betrachtete das Bündel, das die Seeleute trugen.

»Geh!«, brüllte Here.

Jann hastete zu den Salzwiesen zurück, erklimmte den Deich und rannte über das Marschland, vorbei an den Gerstenfeldern und blühenden Viehweiden. Folkmar Peters, der Schiffsbaumeister, trat gerade ins Freie und hob die Hand zum Gruß. Jann bemerkte ihn kaum. Er rannte weiter zum Dorf und zum Steinhaus der Familie, das erhöht auf der alten Warf stand und wie ein strenger Herr über Warfstede wachte. Hastig erklimmte er die Leiter zum Eingang.

Sein Vater Wilke Tammen und sein dritter Halbbruder Abbe Wilken saßen beim Morgenbrot am kalten Kamin. Jann durchquerte die Halle, in der die Magd gerade gehackte Binsen austreute. Sein Vater schaute ihn nicht an. Er schaute ihn nie an, wenn er es vermeiden konnte.

»Here ist zurück«, sagte Jann atemlos. »Du sollst kommen.«

Wilkes Blick war nicht freundlich. »Wieso sind sie schon da? Waren sie nicht in Rungholt?«

»Ich weiß nicht.«

Wilke gab ein unwilliges Knurren von sich, ehe er sich schwerfällig wie ein sattgefressener Bär erhob. Der bucklige Abbe ging ihnen nach, doch er kam nur mit Mühe die Leiter hinunter und konnte nicht mit ihnen Schritt halten.

Sie sprachen kein Wort, während sie zum Siel schritten. Here und die beiden Seeleute standen auf dem Deich, der Wind zerrte an ihren Rücken. Folkmar und einige Bauern von den Feldern waren zu ihnen gegangen und betrachteten schweigend das Bündel im Gras.

»Wo ist Unicke?«, verlangte Wilke harsch zu wissen.

Jann konnte sich nicht erinnern, Here je so verzagt gesehen zu haben. Steif stand sein Halbbruder da, das Gesicht bleich, die Augen stumpf. »Er ...« Seine Stimme versickerte. Here schluckte und begann von Neuem: »Er ist tot.«

Worte wie Eissplitter, die Jann scharf und kalt ins Herz stachen. Wilke starrte Here lange an. Der Wind peitschte sein langes Haar mal hierhin, mal dorthin, einzelne Strähnen verfangen sich im Vollbart. Die Seeleute hatten angefangen, das Bündel zu öffnen. Wilke bewegte sich so plötzlich, dass Jann zusammenzuckte und Here erschrocken einen Schritt zurückwich. Ihr Vater stieß die Matrosen zur Seite, zog das Messer und schnitt das Segeltuch auf.

Ein Schwall Verwesungsgestank quoll hervor, ein schwerer Brodem, der die Männer erleichen ließ. Wilke zerriss das Tuch mit seinen Pranken Händen. Bald hatte er den Körper freigelegt. Unickes Gesicht, der Hals, die Arme waren grau wie das Watt. Zwischen Brustkorb und Bauch klaffte eine Stichwunde. Das Wollwams war schwarz von getrocknetem Blut.

Wilke kniete im Gras, über den Leichnam gebeugt. Seine breiten Schultern zitterten. Aus seiner Kehle drang ein tiefes, keuchendes Schluchzen, ein tierhafter Laut der Trauer. Auch Jann weinte. Er hatte Unicke geliebt. Unicke war sein Vorbild gewesen, sein Held.

Derweil erreichte auch Abbe den Deich. Jann half ihm die Böschung hinauf. Tränen schossen Abbe in die Augen, als er den Toten erblickte. Unicke war Wilkes Erstgeborener. Er hatte Jann und Abbe stets vor dessen Jähzorn beschützt, hatte Heres gefährliche Launen eingehegt und das düstere Steinhaus mit Lachen gefüllt. Der mutige, gerechte, fröhliche Unicke.

Wilke hob den Kopf. »Wer hat das getan?«

»Enne Rycken Hylkena.« Here spie den Namen aus wie einen Fluch. »Wir trafen ihn in Rungholt. Er war betrunken und suchte Streit. Plötzlich ging er auf Unicke los. Sie zogen die Schwerter und kämpften. Bevor ich eingreifen konnte, hatte Enne ihn erschlagen.«

Wilke stand langsam auf. Er ballte die Linke zur Faust. Harte Muskeln schwollen am Arm. »Hast du deinen Bruder gerächt?«

Here konnte den Vater nicht anschauen. »Enne ist geflohen.«

»Du verdammter Tölpel! Wieso hast du ihn nicht an Ort und Stelle niedergestreckt?«

»Es ging alles so schnell«, rechtfertigte sich Here. »Da lag Unicke, und ich dachte, ich könnte ihn retten. Als ich begriff, dass es zu spät war, war Enne längst fort.«

»Du hättest ihn jagen sollen!«

»Wir haben die ganze Stadt abgesucht. Er war spurlos verschwunden.«

Jann dachte, der Vater würde Here schlagen. Stattdessen wandte sich Wilke ab und stieg den Deich an der Landseite hinunter. Seine drei Söhne, der schweigsame Folkmar und die Bauern folgten ihm. Die Seeleute trugen Unicke.

»Holt eure Waffen!«, donnerte Wilke, nachdem sie die Leiche ins Steinhaus gebracht hatten.

Jann öffnete die Kiste mit seinen Habseligkeiten. Mit zitternden Händen gürtete er sich das Schwert um. Die Tränen flossen noch immer, wütend wischte er sie weg. Er würde später trauern. Jetzt galt es, Unicke zu rächen.

Währenddessen hatte man den Toten auf den großen Tisch am Kamin gelegt. Knechte, Mägde und Leute aus dem Dorf drängten sich um Unicke. Manche weinten, andere schüttelten die Fäuste und zischten gotteslästerliche Flüche, die dem Mörder galten. Janns Onkel Ippe Tammen, der Vikar von Warfstede, steckte in der Menschenmenge fest und verlangte schrill, man möge ihn zu dem Leichnam vorlassen.

Wilke hatte die Kriegersleute um sich geschart. Als er zu Unicke auf den Tisch stieg, in der Hand das blanke Schwert, verstummte das Geschrei. »Enne Rycken hat mir meinen Sohn genommen. Meinen Erstgeborenen.« Seine Stimme drang in jeden Winkel der Halle. »Dafür wird er büßen!«

Wer eine Waffe trug, reckte sie in die Höhe und brüllte. Auch Jann schrie aus vollem Hals.

»Wir werden ihn aus seiner Burg holen, ihn und seine verkommene Schwester!«, rief Wilke. »Sie werden vor mir im Staub liegen und mich um Gnade anflehen. Aber ich werde ihnen keine Gnade gewähren. Ihr Blut für Unickes Blut!«

»Ihr Blut für Unicks Blut!« Die Menge brüllte noch lauter als zuvor. Jann fühlte sich, als wäre er mit all den Menschen in der Halle zu einem einzigen Wesen verschmolzen. Es tat gut, gemeinsam den Schmerz hinauszuschreien.

Wilke sprang vom Tisch. Die Bewaffneten stiegen hinter ihm die Leiter hinab. Draußen bellte Here Befehle, man holte die Pferde aus den Ställen.

Kurz darauf saß Jann im Sattel und ritt an Wilkes und Heres Seite, als die bewaffnete Schar zum Dorfplatz marschierte, wo sich ihr weitere Männer anschlossen.

»Gerechtigkeit für Unicke!«

Die Familie Osinga zog in den Krieg.

ERSTES BUCH



DIE FEHDE

April bis Oktober 1351

Kapitel eins



ESENS

Enne träumte von Geistern. Es war derselbe Albtraum, der ihn beinahe jede Nacht heimsuchte. Kaum war er eingeschlafen, erschienen ihre bleichen Gesichter in der Dunkelheit, vernahm er ihr Wehklagen, ihre gewisperten Gebete, die niemand erhörte.

Er erwachte mit rasendem Herzen. Still lag er da und wartete darauf, dass die Geister verschwanden. Als der Traum endlich verblasste, setzte er sich auf und rieb sich das stopplige Kinn. Das durchgeschwitzte Untergewand klebte ihm an der Brust. Sein Rachen war ganz ausgedörrt. Er tastete nach der Kanne und trank etwas Wasser.

Irgendwo schmatzte jemand, ein Strohsack raschelte. Enne und seine Leute hatten die Herberge für sich. Die Krieger, das Bauernpaar und der Vikar schliefen noch. Leise zog er sich an und suchte sich einen Weg zwischen den liegenden Körpern hindurch. Der Hof lag still. Das Tageslicht war noch derart schwach, dass er kaum den Ziehbrunnen und die Wagen vor dem Stall erkennen konnte. Enne atmete tief ein und aus. Die kalte Luft vertrieb die letzten Traumfetzen. Die Wut aber blieb. Er war mit ihr schlafen gegangen und mit ihr aufgewacht. Immerzu hockte sie in seiner Brust, umklammerte seine Rippen und bleckte die Zähne. Knurrend sprang sie jeden an, der sie reizte. Ungeschickte Diener. Faule Knechte. Gierige Zöllner. Ganz Duvelslond fürchtete Ennes Wut. Manchmal betäubte er sie mit Wein.

Esens verstand sich besonders darauf, seinen Zorn zu wecken. Hier gab es allerhand Diebsgesindel und unverschämtes Volk. Aber es war der größte Markt weit und breit. Nirgendwo sonst in Harlingerland fand er so leicht Abnehmer für seine Waren. In nur zwei Tagen hatte er eine Wagenladung Wolle, Torfsalz und Pökelfleisch sowie ein hal-

bes Dutzend Kälber verkauft. Die Fehde hatte seine Schatullen geleert. Er brauchte dringend frisches Geld.

Er hörte leises Klappern und ging hinein. Der Wirt hatte Feuer gemacht, und während er gähmend im Kessel rührte, kam Leben in die Gaststube. Die Krieger kratzten sich schlaftrunken, verfluchten das Ungeziefer in den Strosäckchen und schlurften zum Wasserfass, wo sich der Vikar gerade wusch. Der Geistliche war ein zappliges Männlein, dessen viel zu großer Kopf auf dem dünnen Hals wackelte. Er wuselte den ganzen Tag umher und hielt einen nur auf mit seinem Geplapper. Enne bereute es, dass er dem Kerl erlaubt hatte, ihn nach Esens zu begleiten.

Er setzte sich ans Feuer und wärmte seine klammen Hände. Der Wirt reichte ihm einen Napf mit gesalzener Grütze. Enne stocherte eine Weile darin herum und stellte die halb volle Schale schließlich weg. Er war kein großer Esser – meist genügten ihm ein paar Bissen, um satt zu werden. Manchmal aß er fast den ganzen Tag nichts, weil er schlicht nicht daran dachte. Das sah man ihm an. »Du bist dürr wie der Schnitter«, pflegte seine Schwester zu spotten. Sie musste es wissen: Alke Rycken war mit unheimlichen Mächten im Bunde, womöglich gar mit dem Tod selbst.

Der Vikar setzte sich zu ihm und berichtete fröhlich von seinem Besuch im Kloster Esingfelde. »Wisst Ihr, wen ich gestern dort getroffen habe?«

»Wenn es nicht der heilige Magnus war, will ich es nicht hören.«

Eingeschüchtert klappte der Geistliche den Mund zu ... nur um einen Augenblick später den Wirt in ein Gespräch zu verwickeln.

Enne rief die Fuhrknechte zu sich. »Wenn ihr gegessen habt, macht ihr den Wagen fertig.«

»Gewiss, Herr.«

Die Männer schlangen den warmen Brei hinunter. Enne gürtete sich einstweilen das Schwert um. Ohne die Waffe ging er nirgendwohin. Er war das Oberhaupt der Familie Hylkena und der Herr von Duvelslond: Das Schwert war das Symbol seiner Macht – und sein kostbarster Besitz.

Wenig später verließen sie die Herberge. Der Fuhrknecht lenkte den Wagen die Gasse entlang. Enne und die Krieger folgten ihm zu

Fuß und gingen auf den Bohlen, die auf dem schlammigen Boden lagen. Das Bauernpaar begleitete sie. Die beiden hatten sich Enne angeschlossen, um Feldfrüchte in Esens zu verkaufen – der Markt in Duvelslond darbt wegen der Fehde und war für viele Marschbewohner nicht mehr rentabel. Ein stämmiges Pferd, das der Bauer am Zügel führte, zog den Ackerschlitten mit den Säcken und Körben.

Es war nicht weit bis zum Marktplatz. Enne schlug innerlich drei Kreuze, als der geschwätzige Vikar in der Kirche verschwand. Er suchte sich einen freien Platz und wies seine Leute an, die Fässer mit dem restlichen Torfsalz vom Wagen zu laden und die Pferde auszuspannen.

Trotz der Kälte war der Markt gut besucht. Enne verkaufte das Salz an die hiesige Gerberzunft und an mehrere reiche Bauern, die ihm gutes Geld für seine Ware zahlten. Gegen Mittag nahm er zwei Gulden aus der Kiste unter dem Wagenbock.

»Ich bin eine Weile fort«, sagte er zu seinen Leuten. »Passt gut auf das Geld auf.«

Er bahnte sich einen Weg durch das Gedränge und gelangte zum Stand eines Waffenschmieds, der sich an einem qualmenden Torffeuer wärmte. Enne nahm eines der ausliegenden Schwerter in die Hand und prüfte die Schneide. Gute Qualität. Er musste seine Krieger dringend neu ausrüsten – nach fast zehn Monaten Kampf waren ihre Waffen in einem lausigen Zustand. Er verhandelte eine Weile mit dem Schmied und bekam für sein Gold jeweils ein Dutzend Schwerter, Speere und Schilde sowie vier Armbrüste mit vollen Bolzentaschen.

Sie besiegelten das Geschäft per Handschlag. »Mein Stand ist da drüben. Kannst du mir nachher alles liefern?«

»Wird gemacht.« Der Schmied deutete auf die Waffe an Ennes Gürtel. »Ein schönes Schwert. Darf ich es sehen?«

Enne zog es, gab es jedoch nicht aus der Hand. Er hielt das Schwert so, dass der Schmied es betrachten konnte.

»Eine friesische Arbeit ist das nicht.«

»Kastilisch.«

»Aus Toledo?«

Enne nickte, und der Schmied pffif anerkennend.

»Wie kommst du an ein Schwert aus Toledostahl?«

»Ein Erbstück.« Ennes Großvater war ein gefürchteter Krieger gewesen, seine Raubzüge hatten ihn reich gemacht. Von dem erbeuteten Gold hatte er das Schwert gekauft, die Wasserburg in Duvelslond gebaut und seiner Sippe Macht und Ansehen verschafft.

»Was willst du dafür?«, fragte der Schmied mit leuchtenden Augen.

»Es ist nicht zu verkaufen.« Enne schob das Schwert in die mit Goldfäden und Perlen besetzte Scheide.

»Komm zu mir, wenn du deine Meinung änderst. Ich zahle gut!«, rief der Schmied ihm nach, als er sich abwandte.

In der Schenke neben der Zunftstube der Schiffsbauer trank er einen heißen Würzwein am Feuer. Obwohl er kaum Hunger hatte, zwang er sich, etwas Brot und Käse zu essen. Als eine Schar Händler hereinkam und mit fröhlichem Getöse die Bänke bevölkerte, verging ihm augenblicklich der Appetit. Lärm und Gedränge konnte er nicht ertragen. Er stürzte den Wein hinunter, knallte einen Pfennig auf den Tisch und wollte gehen. Just in diesem Moment sprang vor ihm ein junger Bursche auf und erzählte zur Erheiterung der anderen mit wilden Gesten eine Geschichte. Dabei schlug er Enne fast ins Gesicht.

»Pass auf, Mann!«

Der Kerl wandte sich zu ihm um, er war angetrunken und grinste frech. »Was willst du?«

»Geh zur Seite.«

»Ich erzähle gerade was. Hock dich hin, bis ich fertig bin.« Der Bursche schwenkte den Humpen, Bier schwappte heraus und spritzte Enne auf das Gewand.

Die Wut in seiner Brust hatte den ganzen Morgen friedlich gedöst. Jetzt fuhr sie fauchend die Krallen aus. Enne biss die Zähne zusammen, seine Hand schnellte vor und packte den Kerl am Kragen.

Am Tisch herrschte Stille.

»Beim heiligen Magnus! Das ist Enne Rycken Hylkena«, murmelte jemand.

»Tut mir leid«, stammelte der Bursche. »Ich wollte nicht ... es war keine ...«

Enne hatte große Lust, ihn nach draußen zu schleifen und sein pausbäckiges Gesicht in den Straßenschlamm zu drücken. Doch der

Kerl trug feine Kleidung, vermutlich war er der Sohn eines reichen Marschbauern. Enne konnte es sich nicht leisten, eine weitere einflussreiche Familie gegen sich aufzubringen. Er ließ den Bauernsohn los und schob sich an den Händlern vorbei. Ihre Blicke verfolgten ihn bis zur Tür.

Draußen spuckte er aus. Wahrlich, es wurde Zeit, dass er heimkehrte. Das enge, wimmelnde, großspurige Esens machte über kurz oder lang selbst Heilige zu Mördern.

Auch nachmittags ließ sich die Sonne nicht blicken, und es blieb so kalt wie am Morgen. Enne verkaufte die restliche Ware und kehrte bei Einbruch der Dunkelheit zur Herberge zurück. Die Waffen ließen sie auf dem Wagen und deckten sie mit Segeltuch ab. Enne stellte einen Krieger als Wache ab, ehe er die Kiste hineinrug und sich daranmachte, die Gulden und Silberpfennige zu zählen. Er war zufrieden mit seinen Einnahmen. Selbst nach dem Kauf der Waffen war genug übrig geblieben, um seine Söldner zu bezahlen.

Der Bauer und sein Weib setzten sich zu ihm. »Geht es morgen zurück nach Duvelslond?«

»Wollt ihr mich begleiten?«

»Wenn Ihr erlaubt«, sagte der bärtige Mann. »Unsere Geschäfte hier sind erledigt.«

»Ich breche beim ersten Licht des Tages auf. Seid rechtzeitig fertig. Ich warte nicht auf euch.«

»Aber wir können noch nicht heimkehren.« Der Vikar stellte eine dampfende Schüssel auf den Tisch, wedelte mit den Händen und pustete auf seine heißen Finger. »Zuerst muss ich an der Reliquie des heiligen Magnus meine Gebete sprechen.«

»Du warst doch heute in der Kirche«, sagte Enne gereizt. »Was hast du denn die ganze Zeit dort getrieben?«

»Ich traf zufällig den Gesandten des Erzbischofs, der gerade in Esens weilt. Es gab viel zu besprechen. Beispielsweise soll es neue Regeln für die Sendkirchen...«

»Wir brechen morgen in aller Früh auf«, schnitt Enne ihm das Wort ab. »Wenn dir das nicht passt, bleibst du eben hier.«

»Aber dann muss ich ganz allein nach Hause gehen!«, stellte der Geistliche entsetzt fest.

»Du hast ja dann den Beistand des heiligen Magnus.«

»Ja, natürlich... Aber trotzdem! Was, wenn die Osinga mich erwischen...?«

Wenn Enne dem Vikar noch länger zuhörte, würde er ihn schlagen. Er verschloss die Kiste und stellte sie neben sein Schlaflager. Morgen würde er die Münzen in seine Geldkatze füllen. Es erschien ihm sicherer, sie am Leib zu tragen, während sie durch die einsame Heide ritten. Die Fuhrknechte hatten keine Kampferfahrung. Bei Gefahr wollte er sich nicht auf sie verlassen müssen.

»Geht schlafen«, sagte er in die Runde. »Morgen wird ein langer Tag.«

Die Männer leerten ihre Krüge und machten es sich auf den Strohsäcken bequem. Nur der Vikar gab keine Ruhe. Er hatte das Bauernpaar in Beschlag genommen und hörte erst auf zu plappern, als einer der Krieger durch die Gaststube brüllte. Der Vikar nannte ihn einen Rohling und murrte leise, während er seinen Umhang auf dem Boden ausbreitete und sich hinlegte. Endlich war es still.

Enne hatte sich mit dem Mantel zugedeckt. Mit halb geschlossenen Augen betrachtete er das Herdfeuer. Der letzte Torfbrocken zerfiel gerade zu weißer Asche. Als die Flammen erstarben, übermannte ihn der Schlaf.

Wenig später kamen die Geister.

Küste der Westsee

Der Bach, wenngleich kaum zu sehen im hohen Gras, bildete die Grenze zwischen den Kirchspielen zu Warfstede und Duvelslond. Westlich des schmalen Wasserlaufs lagen weite Äcker und Viehweiden, durchzogen von wuchernden Brombeerhecken und windschiefen Holzzäunen: Feindesland.

Wilke hob die Hand, und die Männer zügelten die Pferde. »Jemand muss sich da drüben umsehen.«

»Ich mach das.« Here, natürlich. Sein Übereifer ging Jann auf die Nerven. Seit Unickes Tod wurde es immer schlimmer.

Here nahm den Rundschild vom Rücken, trieb sein Pferd durch

den Bach und gab ihm die Sporen. Wenig später verschwand er zwischen den Wallhecken.

Jann zog sich den Umhang enger um die Schultern, während sie warteten. Obwohl bereits Mitte April, war es kalt wie an Lichtmess und windig wie an Allerheiligen. Steife Böen fegten über den Deich und zerzausten sein hellblondes Haar, Wolken hingen tief über dem Marschland wie dicht gewebtes Wolltuch. Zwei Krieger stiegen ab und füllten am Bach ihre Trinkflaschen. Niemand sprach. Wenn Jann sich umblickte, sah er nichts als Erschöpfung in den Gesichtern. Nach fast zehn Monaten Fehde waren die Männer kriegsmüde.

Seit dem letzten Sommer jagten sie Enne Rycken Hylkena, doch er war ihnen bisher jedes Mal entwischt. Er war stärker als gedacht, gerissen obendrein. Also hatten sie sich darauf verlegt, sein Land zu plündern und seine Felder zu brandschatzen. Damit fügten sie ihm zweifellos schweren Schaden zu, aber Enne ließ sich das natürlich nicht bieten. Auf jeden Angriff folgte ein Gegenschlag, bei dem ein Hof, eine Scheune, ein Kornspeicher der Familie Osinga in Flammen aufging. Die endlosen Kämpfe und Raubzüge laugten beide Kirchspiele aus. Die Bauern von Marsch und Geest flehten Wilke Tammen an, endlich Frieden mit den Hylkena zu schließen. Wilke aber dachte nicht daran. Sein Hass war unversöhnlich.

Heute unternahmen sie einen neuen Versuch, Unicke zu rächen. Was genau sein Vater vorhatte, wusste Jann nicht. Weder Wilke noch Here hatten ihn in die Planung einbezogen. Jann war ein Bastard. Ein Bastard wurde nicht gefragt.

Für den Angriff hatten sie zwanzig Krieger aufgeboten, ein jeder bewaffnet mit Schwert oder Lanze, manche mit Armbrüsten. Niemand trug einen Helm oder gar einen Harnisch wie die Ritter des Erzbischofs, die Jann in Bremen gesehen hatte. Die Friesen misstrauten Rüstungen und zogen stets mit leichter Bewaffnung in den Kampf. Zehn waren Söldlinge, die anderen zehn Bauern, Fischer und Torfstecher, die der Familie Osinga zur Heerfolge verpflichtet waren, allesamt zähe Männer mit breiten Schultern und kräftigen Händen. Janns Vater überragte selbst den größten von ihnen um einen halben Kopf, seine Beine wirkten wie Baumstämme, die Armmuskeln wie Schiffstau. Wilke galt den Harlingern als mächtiger Krieger,

der mehr Schmerz und Entbehrung aushalten konnte als die meisten anderen Menschen.

Über dem Deich kreischten die Möwen. Jann wünschte, er wäre genauso frei wie sie. Einfach fortfliegen und all das hinter sich lassen. Keine sinnlosen Kämpfe mehr. Keinen Vater, der ihn fortwährend ignorierte.

Here preschte durch den Bach, dass das Wasser aufspritzte, und brachte das Pferd zum Stehen, indem er hart am Zügel riss. »Keine Krieger weit und breit«, meldete er. »Auch der Hof ist unbewacht.«

Falls er sich Anerkennung für seinen Mut erhofft hatte, so wurde er enttäuscht. Ihr Vater war kein Mann, der verschwenderisch mit Lob umging. Wilke befahl den Männern aufzusitzen. Sie ritten durch den Bach und drangen einmal mehr ins Land der Hylkena ein.

Der Hof, von dem Here gesprochen hatte, kam wenig später in Sicht. Er stand am Deich und war umgeben von Gerstenfeldern und Gemüsegärten, in denen mehrere Menschen arbeiteten. Als sie die bewaffneten Reiter erblickten, rannten sie zum Haus. Eine Frau rief die spielenden Kinder zu sich und scheuchte sie hinein.

»Ergebt euch, und euch wird nichts geschehen!«, brüllte Wilke.

Die Tür fiel zu.

»Hol die Leute raus.«

Here wählte zehn Krieger aus. Sie stiegen ab und marschierten mit Schwertern, Lanzen und Schilden zu dem reetgedeckten Haus. Janns Halbbruder rüttelte an der Tür und trat sie schließlich ein. Die Männer verschwanden im Innern.

Jann ballte die Faust um den Zügel und kniff die Lippen zusammen. Er hörte kein Geschrei, keine Kampfgeräusche. Wenig später trieb Here die Bauern ins Freie, sie sagten kein Wort und hielten die Köpfe gesenkt. Es war eine große Familie: drei erwachsene Männer, ebenso viele Frauen, eine Greisin, ein halbes Dutzend Kinder, die verängstigt dreinblickten.

»Rüber zur Wiese mit euch«, befahl Here.

Keiner von ihnen leistete Widerstand. Jann atmete erleichtert aus. Hätte auch nur einer der Bauern zur Waffe gegriffen, um den Hof zu verteidigen, hätte sein Vater die Männer töten lassen.

»Pass auf die Pferde auf«, wies Wilke ihn an und befahl den Krie-

gern, die Scheune leer zu räumen und alles nach Schätzen abzusuchen.

Die Männer schwärmten aus. Jann stieg ab und spähte verstoßen zu den Bauern, die die Vernichtung ihrer Existenz klaglos hinnahmen. Sein Magen krampfte sich zusammen. Gewiss, auch er wollte Rache für Unicke. Doch diese Leute hatten ihnen nicht das Geringste getan. Ihr einziges Verbrechen war es, dass sie ein Stück Marschland bewirtschafteten, das den Hylkena gehörte.

Sein Vater war entschlossen, ihnen alles zu nehmen. Die Krieger schoben einen Karren aus der Scheune, spannten den Ackergaul vor und warfen Rüben, Getreidesäcke und Werkzeug darauf. Im Haus fand Here etwas Silber, nagelneues Kochgeschirr und einen schönen Wollmantel, den er großspurig für sich beanspruchte. Auf einem brachliegenden Acker trieben zwei Männer die Rinder und Schafe zusammen. Wilkes Augen glitzerten zufrieden. Sie hatten reiche Beute gemacht.

»Vater!«, warnte Here.

Von Süden näherte sich ein Reiter in vollem Galopp. Wilke brüllte einen Befehl, und zwei Krieger spannten rasch die Armbrüste.

»Nicht schießen!« Der Reiter schwenkte den Arm. Jann sah, dass es einer ihrer Kundschafter war, die unablässig die Gegend durchstreiften, um sie vor Feinden zu warnen. Die Schützen ließen die Armbrüste sinken.

Vor Wilke zügelte der Späher das Pferd und glitt behände aus dem Sattel. Jann versuchte zu verstehen, was er sagte. Das war es, was ein Bastard tat: beobachten, wachsam sein, sich innerlich wappnen. Er konnte jedoch nur einzelne Wortfetzen aufschnappen – der Wind war zu laut. Irgendetwas mit einem Handelszug und dem Marktort Esens.

Wilke klopfte dem Kundschafter auf den Rücken. Dabei lachte er – zum ersten Mal seit ewigen Zeiten. »Die Söldner kommen mit mir«, wandte er sich an die Krieger. »Ihr anderen bringt die Beute nach Warfstede.«

»Was ist mit mir?«, wandte sich Jann an Here, der zu seinem Pferd schritt.

Sein Halbbruder grinste wölfisch. »Du kommst natürlich mit, Bruderherz. Was wären wir ohne einen tapferen Recken wie dich?«

Jann verzog den Mund und stieg auf. Bevor er dem Pferd die Sporen gab, blickte er sich noch einmal zu den Bauern um. Die Frauen weinten, die Männer hatten versteinerte Gesichter, als die Krieger Lampenöl ins Haus schütteten und Fackeln hineinwarfen.

Kapitel zwei



Die mieden Wege, Höfe und Weiler und ritten querfeldein durch die Marsch. Wilke trieb sie zur Eile an, sodass sie sich am späteren Nachmittag der südlichen Grenze des Kirchspiels näherten. Die Heide erstreckte sich bis zum Horizont. In der Ferne erblickte Jann eine Geestsiedlung, eine Ansammlung von ärmlichen Hütten.

Ein mit Bohlen befestigter Karrenpfad schlängelte sich durch das Land. Er gehörte zum Friesischen Heerweg, der die wichtigsten Marktflecken miteinander verband. Sie folgten dem Pfad in östlicher Richtung und ritten langsamer.

Jann schloss zu Here auf. »Der Späher hat Enne Rycken gesehen, richtig?«

Sein Halbbruder blickte stur gradeaus und ließ sich nicht zu einer Antwort herab.

»Verdammt noch mal! Du wolltest mich doch unbedingt dabei haben. Wie soll ich euch helfen, wenn mir nie einer was erklärt?«

»Enne hat Esens heute Morgen verlassen«, sagte Here unwillig. »Mit zwei Frachtwagen und einem Pferdeschlitten. Wahrscheinlich war er auf dem Markt.«

»Und jetzt kehrt er heim?«

»Sieht so aus.«

Den Rest konnte Jann sich ausrechnen. Der kürzeste Weg von Esens nach Duvelslond führte mitten durch das Land der Osinga und kam für Enne daher nicht infrage. Er würde südwärts durch die Geest reisen und musste früher oder später hier entlangkommen. Die Heerstraße war der einzige Weg weit und breit, den schwerbeladene Wagen befahren konnten.

»Er hat doch gewiss Krieger mitgenommen.«

»Nur sechs«, sagte Here.

Das war leichtsinnig von Enne ... oder ein notwendiges Risiko. Er

hatte in den letzten Monaten viele Männer verloren. Vermutlich war es ihm sicherer erschienen, den Großteil der Krieger in Duvelslond zurückzulassen, damit sie sein Land und seine Schwester schützten, während er fort war. Aufregung erfasste Jann. Würden sie Unickes Mörder hier und heute stellen?

Bei einer verlassenem Windmühle am Wegesrand stiegen sie ab und brachten die Pferde in die Scheune, die wie das gedrungene Wohngebäude baufällig und halb zerfallen war. Wilke, Jann und die Krieger versteckten sich hinter dem Haus. Here kletterte an der Mühle empor. Der drehbare, auf einem Balkengestell stehende Holzkasten knarrte und wackelte bedenklich, als er sich aufs Dach hinaufzog.

Dein Eifer wird dich eines Tages umbringen, dachte Jann.

Doch die alte Windmühle trug wider Erwarten Heres Gewicht. Er setzte sich breitbeinig auf den First und spähte zwischen den löchrigem Flügeln hindurch, die ihn vor Blicken vom Karrenpfad aus verbargen.

Quälend langsam verging die Zeit. Wilke öffnete einen Sack und verteilte Wurst, Brot und andere Nahrung, die sie den Marschbauern abgenommen hatten. Während sie sich stärkten, kam ein einsamer Reiter des Weges. Eine muntere Melodie summend, ritt er an der Mühle vorbei, ohne die lauern den Krieger zu bemerken.

Der Reisende war bereits seit einer Weile verschwunden, als Here vom Mühlendach glitt, geschmeidig im Gras landete und zu ihnen rannte.

»Sie kommen!«, sagte er grinsend. »Sechs Krieger, zwei Fuhrknechte, ein paar Bauern ... und Enne.«

»Zu den Pferden«, befahl Wilke.

Sie schlüpfen durch ein Loch in der Scheunenrückwand und stiegen in die Sättel. Zwei Krieger blieben draußen, luden die Armbrüste und duckten sich hinter der Hausecke.

Janns Pferd stand in der vordersten Reihe. Wenn er durch das halb offene Scheunentor spähte, konnte er einen Teil des Karrenpfades sehen. Von links kam der Handelszug in sein Blickfeld.

Enne Rycken ritt ganz vorne.

Wie Gevatter Tod saß er auf seinem Ross: Der Rücken war gekrümmt, die knöchigen Arme angewinkelt, die sehnigen Hände hiel-

ten den Zügel. Das dunkle, strähnige, genau in der Mitte gescheitelte Haar floss über Wangen und Kieferknochen und verhüllte den größten Teil seines Gesichts, nur die raubvogelartige Nase und das Kinn waren zu sehen. Anders als seine Männer trug der Herr von Duvelslond keinen Bart. Seine Haut erinnerte Jann an vergilbte Buchseiten. Am Gürtel hing Ennes berühmte Waffe, jene teuflisch scharfe Klinge, die schon so manchem Krieger von Warfstede den Tod gebracht hatte.

»Für Unicke!« Wilke zog sein Schwert. »Für die Familie Osinga!«

»Für Unicke!«, brüllten Jann und Here und die Männer. Sie trieben die Pferde an und jagten über die Wiese.

Die Armbrustschützen schossen. Der Reiter hinter Enne wurde in die Brust getroffen und rutschte mit schmerzverzerrtem Gesicht aus dem Sattel. Enne erholte sich blitzschnell von seiner Überraschung. Das Schwert flog aus der Scheide, sein Pferd tänzelte auf der Stelle, als er einen Befehl bellte.

Im nächsten Moment war Jann mitten im Kampfgetümmel. Männer brüllten. Pferde wiherten. Er riss den Schild hoch, eine Lanzenspitze schrammte über den Eisenbuckel.

»Für Unicke!«, schrie Jann und schwang sein Schwert. »Für Unicke!«

Enne hatte schon viele Schlachten geschlagen. Er ließ nicht zu, dass Panik seinen Verstand verwirrte. Anspannung schärfte seine Sinne. Blitzschnell erfasste er die Situation.

Die Angreifer waren ihnen zahlenmäßig überlegen.

Wilke Tammen führte sie an.

Hinter dem alten Osinga ritten sein Zweitgeborener und sein Bastard.

Es gab mindestens einen Armbrustschützen. Irgendwo kreischte der Vikar. Die Fuhrknechte griffen hektisch nach den Waffen.

Wenn er diesen Hinterhalt überleben wollte, musste er seine Söldner bei den Frachtwagen um sich scharen, damit die Osinga ihre Überlegenheit nicht ausnutzen konnten. Einen Krieger hatte er bereits verloren.

»Zu mir!«, rief er und zog sein Schwert.

Für die Handelsfahrt hatte er kampferfahrene Männer ausgewählt. Das zahlte sich nun aus. Eilends trieben sie ihre Pferde an und waren bei ihm, als die ersten Angreifer den Karrenpfad erreichten.

»Lasst ihn mir!«, brüllte Wilke.

Enne konnte den Schwerthieb zwar parieren, doch der Schlag war derart heftig, dass er beinahe aus dem Sattel geschleudert wurde. Wilke war ein Hüne von einem Mann, er bestand nur aus roher Kraft und rasendem Zorn. Gute Schwertkämpfer waren sie beide, aber Enne war schneller, wendiger, fünfzehn Jahre jünger. Er wehrte auch den nächsten Hieb ab und ging zum Angriff über.

Stahl traf klirrend auf Stahl.

»Du Teufel!« In Wilkes Augen glühte der Hass. »Du Mörder!«

Enne zielte auf seinen Kopf. Der alte Osinga hob den Schild. Die Klinge prallte dumpf dagegen, Holzsplitter flogen. Enne lenkte das Pferd mit den Schenkeln und ließ es zur Seite tänzeln. Auf diese Weise brachte er etwas Abstand zwischen sich und seinen Gegner.

»Weißt du, was Unicke gesagt hat, als er kreperte? Gar nichts hat er gesagt. Geflennt hat er und sich vollgepisst.«

Wilke knurrte wie ein wildes Tier. »Ich werde den Haken über meiner Tür mit deinem Kopf schmücken! Deinen Kadaver schleife ich durch Warfstede und werfe ihn den Hunden zum Fraß vor!«

Der Hohn zeigte Wirkung – sein Angriff war wild und unpräzise. Enne musste sich nicht anstrengen, die Streiche zu parieren. Er schlug Wilkes Schwert zur Seite, nutzte die Lücke in der Deckung und stieß zu. Sein Gegner reagierte schneller, als Enne es einem Mann mit dieser Statur zugetraut hätte. Er wich aus, sodass die Klinge lediglich sein Gewand aufschlitzte.

Wilke riss den Schild hoch. Die eisenverstärkte Kante traf Enne an der Schulter, er keuchte. Sein linker Fuß rutschte aus dem Steigbügel, er verlor für einen Wimpernschlag das Gleichgewicht.

Wilke schwang das Schwert in einem weiten Bogen. Die Klinge schoss heran wie ein stählerner Blitz. Enne schaffte es nicht, rechtzeitig die Waffe zu heben, um den Hieb zu parieren. Das Schwert grub sich dicht über dem Ellbogen in seinen linken Arm. Zerschnitt Tuch, Haut, Fleisch, Sehnen. Zerschmetterte den Knochen.

Da war kein Schmerz. Nur jähe, heiße Panik. Sein Arm! Wilke

hatte ihm den Arm abgeschlagen! Nein, er war noch dran. Hing schlaff herunter wie ein abgestorbener Ast. Blut schoss hervor, als Wilke die Klinge aus der Wunde riss.

Der nächste Angriff zielte auf Ennes Hals.

Die Furcht und der Wille, um jeden Preis zu überleben, verliehen Enne neue Kraft. Er riss das Schwert hoch, wehrte die zuckende Klinge ab. Parierte auch den nächsten, den übernächsten Angriff.

Etwas stimmte nicht mit seinen Augen – er sah alles doppelt. Sein ganzer Körper fühlte sich seltsam leicht an, als wollte er davonschweben.

»Helft mir!«, krächzte er.

Der Krieger neben ihm hatte gerade seinen Gegner niedergestreckt. Er riss sein Pferd herum und trieb Wilke mit harten Schwertstichen zurück.

»Feigling!«, brüllte Wilke. »Kämpf mit mir, verdammt.«

Enne atmete tief ein und aus, die kalte Luft brannte in seiner Lunge. Mit der Rechten umklammerte er das Schwert. Er wurde immer schwächer. Konnte die Waffe kaum noch heben. Sein Blick zuckte umher. Zwei seiner Krieger waren gefallen. Ein Fuhrknecht lag reglos auf dem Wagenbock. Die Übrigen kämpften verzweifelt um ihr Leben, jeder focht gegen zwei Angreifer.

Here Wilken wütete wie ein tobender Dämon. Eben stieß er einem Söldner den Speer in die Brust.

Die Schlacht war verloren. Enne konnte nichts mehr tun, um seine Leute und die Frachtwagen zu retten. Wenn er es versuchte, würde er sein Leben fortwerfen. Zumal nun der Schmerz einsetzte. In heißen Wellen rollte er seinen Arm hinauf, schlimmer als alles, was er je erlebt hatte. Er spürte bereits, wie ihm die Sinne schwanden.

Er musste fliehen.

Er schlug dem Pferd die Sporen in die Flanken, befreite sich aus dem Getümmel. Jagte den Karrenpfad entlang, das Gesicht dicht am warmen Hals des Tieres.

»Erschießt ihn!«, rief Wilke.

Enne hörte ein Zischen. Der Armbrustbolzen verfehlte ihn knapp, flog dicht am Pferdekopf vorbei. Er ritt, als wären alle Teufel der Hölle hinter ihm her.

Ein scharfer Schmerz im Bein. Enne stöhnte auf. Ein gefiederter Schaft ragte aus dem Oberschenkel. Er konnte das Pferd nicht mehr kontrollieren. Es brach nach links aus und galoppierte über das Heideland.

Die Schmerzen wurden schlimmer. Der linke Arm war nutzlos, das Bein auch. Mit der Rechten versuchte er, nach dem Zügel zu greifen, doch er wagte nicht, das Schwert fallen zu lassen. Wenn sie ihn einholten, wäre es seine letzte Rettung. Irgendwie gelang es ihm, die Waffe zwischen Geldkatze und Beinen einzuklemmen und sich am Zügel festzuklammern. Er vergrub das Gesicht in der Mähne, sah nichts, hörte nichts außer dem Stampfen der Hufe, die den weichen Sandboden aufrissen.

Schwärze drängte in sein Bewusstsein. Er hob den Kopf, versuchte sich zu orientieren. Hohes Gras, Wacholder, Heidekraut, so weit das Auge reichte. Folgten sie ihm? Er konnte nichts erkennen. Die Umgebung verschwamm.

Er duckte sich wieder, machte sich so klein wie möglich. Unter seinem Gesäß, zwischen den Beinen hoben und senkten sich die Muskeln des Pferdes.

Trag mich fort. Trag mich weit fort, dachte er, ehe ihn die Schwärze einhüllte.

Jann war der letzte Reiter, der zur Windmühle zurückkehrte. Here und die anderen standen bereits bei seinem Vater.

»Nichts«, meldete er. »Tief im Heideland habe ich frische Hufspuren gefunden, aber sie verlieren sich nach einer Weile.«

Wilke fluchte gotteslästerlich. »Er kann sich doch nicht einfach in Luft aufgelöst haben!«

»Wahrscheinlich ist er zum Moor geritten.« Jann stieg ab. »Wenn er sich dort versteckt, finden wir ihn nie.«

»Enne ist schwer verletzt«, sagte Here, der seinen Speer in den Grasboden gerammt hatte. »Er hat viel Blut verloren. Dazu die Kälte. Wahrscheinlich wird er die Nacht nicht überstehen.«

Der Zorn strahlte wie Hitze von Wilke ab. »Wahrscheinlich genügt mir nicht. Ich will sehen, wie er verreckt. Ich will seinen Kopf!«

Niemand sagte etwas. Jann hielt das Pferd am Zügel und betrach-

tete zum ersten Mal das Schlachtfeld. Sie hatten Ennes Männer ohne große Mühe bezwungen. Alle sechs Krieger lagen mit schrecklichen Wunden im Gras, die beiden Fuhrknechte waren ebenfalls tot. Sie selbst hatten kaum Verluste erlitten. Einer ihrer Söldner war erschlagen worden, mehrere waren leicht verletzt und versorgten gerade ihre Blessuren.

Der Bauer und sein Weib standen bei dem Ackerschlitten. Obwohl sie sich aus dem Kampf herausgehalten hatten, blutete der Mann an der Stirn. Die Frau legte ihm einen Verband an. Der Vikar von Duvelslond war bei ihnen, bleich und zitternd, was ihn nicht davon abhielt, die ganze Zeit zu wettern.

»Reitet noch einmal los«, befahl Wilke. »Ich will, dass Enne gefunden wird.«

»Das hat doch keinen Sinn, Vater«, erwiderte Here. »Es wird bald dunkel. Lass uns lieber nachschauen, was auf den Wagen ist.« Er zog das Segeltuch vom vorderen Karren und grinste. »Seht her! Lauter Waffen. Nagelneu.«

»Das ist ungeheuerlich!«, machte der Vikar seiner Empörung Luft. »Eine Barbarei! Ich bin ein Mann Gottes – was erlaubt ihr euch, mich am helllichten Tage anzugreifen? Sind die Osinga neuerdings gemeine Straßenräuber?«

»Niemand hat dir ein Haar gekrümmt, Mann«, sagte Here.

»Ich habe Todesangst ausgestanden! Und was ist mit diesen armen Leuten? Ihmel Campen ist ein freier Bauer, er hat nichts mit eurer Fehde zu schaffen. Aber was kümmert das euch? Er ist im Weg – Pech für ihn. Schlagen wir ihm einfach den Schädel ein!«

Here breitete das Segeltuch über den Waffen aus und würdigte den Vikar keines Blickes. »Es ist nur ein Kratzer. Er wird es überleben.« Er wollte sich abwenden, doch der Geistliche hielt ihn am Arm fest. *Du Narr*, dachte Jann.

»Die Landsgemeinde wird von alldem erfahren! Ihr werdet Ihmel für sein Leid entschädigen.«

»Halt dein verdammtes Maul.«

»Bloß weil ihr reich seid, könnt ihr euch nicht aufführen wie gottlose Mordbrenner«, keifte der Vikar. »Das wird aufhören. Dafür Sorge ich ...«

Blut schoss Here in den Kopf, sein Gesicht verwandelte sich in eine Fratze. Er war für seinen Jähzorn berüchtigt, doch derart wütend hatte Jann ihn lange nicht gesehen. Here packte den Vikar mit einer Hand am dünnen Hals und schleuderte ihn herum.

»Hör auf!«, rief Jann.

Here schüttelte den Geistlichen und schlug seinen Kopf gegen die Kante der Wagenpritsche. Der dürre Mann schrie abgehackt und versuchte mit wedelnden Armen, sich aus dem Griff zu befreien. Here presste ihm die Hand auf die Stirn, um seinen Schädel erneut gegen den Wagen zu rammen. Diesmal aber war es der Nacken, der die Holzkante traf. Knochen knackten. Der Vikar erschlaffte. Here ließ ihn los, der Körper kippte um wie ein Sack und lag zuckend auf der Erde.

Jann lief hin, legte dem Vikar die Hände auf die Wangen. Das Zucken erstarb. Die Augen des Geistlichen brachen, starrten ins Nichts.

»Here, Herrgott! Warum hast du das gemacht?«

Sein Bruder stand da, die Fäuste geballt, die Lippen zusammengekniffen. »Er hätte nur sein Maul halten müssen.«

Nun packte auch Jann die Wut. »Du verdammter Narr! Weißt du, was es bedeutet, einen Mann der Kirche zu töten?« Er fuhr auf. »Kannst du nicht *einmal* nachdenken, bevor du zuschlägst?«

»Ich warne dich«, sagte Here. »Für einen Bastard nimmst du den Mund ganz schön voll.«

Wilke näherte sich mit schweren Schritten. »Hört auf, alle beide. Was geschehen ist, ist geschehen. Ihr«, sprach er die unverletzten Söldner an, »tötet die Bauern.«

»Was?«, schrie Jann. »Das darfst du nicht tun, Vater. Ich bitte dich! Lass sie gehen.«

»Wir können keine Zeugen gebrauchen.« Wilke gab den Männern einen Wink.

Jann konnte nur hilflos zusehen, wie Ihmel Campen und sein Weib um ihr Leben flehten, ehe die Schwerter sie durchbohrten. Sein Vater spuckte aus.

»Verscharrt die Leichen hinter der Mühle und fangt die Pferde ein«, sagte er. »Dann lasst uns nach Hause gehen und die Beute aufteilen.«

Enne wusste nicht, wo er war, wie lange er schon hier lag. Es war dunkel und kalt, alles war schlammig und klamm. Die Luft stank nach faulem Wasser, feuchtem Holz, vermoderten Pflanzen. Der Wind heulte.

Er lag auf dem Rücken. Er musste vom Pferd gefallen sein. Vermutlich hatte ihn allein der weiche Boden davor bewahrt, sich weitere Knochen zu brechen. Enne versuchte aufzustehen ... ohne Erfolg. Er war schwach, benommen und derart durchgefroren, dass er große Teile seines Körpers nicht mehr spürte. Unter der Taubheit pochte dumpf der Schmerz im Arm, im Bein. Selbst das Atmen tat weh.

Ich werde sterben.

Seinen Feinden war er entkommen, doch was ihre Schwerter nicht vermocht hatten, würden Blutverlust und Kälte mit Leichtigkeit erledigen. Enne sah dem Tod gleichmütig entgegen. Das Leben bedeutete ihm schon lange nichts mehr. Wenn er ehrlich war, sehnte er das Ende geradezu herbei. Bald schon, so Gott wollte, würde er sie wiedersehen: sein Weib, seine geliebte Tochter. Er lächelte, als er sich vorstellte, wie er sie in die Arme schließen würde. Für einen Moment war er so glücklich, dass er die Schmerzen nicht mehr spürte.

Aber würde man die Himmelspforte überhaupt für ihn aufschließen? Er hatte Sünden auf sich geladen, hatte Männer im Kampf getötet, seine Bauern ausgebeutet, Gold und noch mehr Gold gerafft.

Und im Suff Unicke Wilken erschlagen.

Die Liste seiner Untaten war lang, aber der sinnlose Mord an Wilkes Erstgeborenem zweifellos sein schlimmstes Verbrechen. Nein, man würde ihn gewiss nicht in den Himmel lassen. Er würde unendlich lange im Fegefeuer brennen und seine Lieben niemals wiedersehen.

Er verspürte keine Verzweiflung – sogar dafür war er zu schwach. Er lag einfach da, ertrug stoisch den Schmerz und wartete auf den Tod. Vielleicht irrten die Priester und Vikare und Betschwestern ja allesamt, und es gab keinen Himmel und keine Hölle. Sondern nur ewige Schwärze, die die Seele verschlang, sowie sie den Körper verließ.

Alles vergessen. Sich im Nichts auflösen. Ein tröstlicher Gedanke.

Er musste eine Weile ohnmächtig gewesen sein, denn als er wieder zu sich kam, war es nicht mehr ganz so dunkel. Zu seiner Überraschung lebte er noch. Er wandte den Kopf nach rechts, nach links. Graues, einsames, stinkendes Moor, weit und breit niemand zu sehen. Das Pferd war fort. Seine ganze linke Seite tat höllisch weh, und er drehte sich etwas, um sie zu entlasten. Das kostete ihn derart viel Kraft, dass ihm übel wurde.

Als die Welt sich zu drehen aufhörte, vernahm er undeutliche Geräusche im säuselnden Wind. Hatten seine Häscher ihn gefunden? Der alte Osinga würde ihn nicht kampfflos bekommen. Diese Genugtuung würde Enne ihm nicht gewähren. Er streckte den gesunden Arm nach seinem Schwert aus. Es lag vielleicht anderthalb Ellen entfernt im Schlamm. Unerreichbar, sosehr er sich auch anstrengte. Stöhnend ließ er den Arm sinken. Winzige Sterne explodierten hinter seinen Lidern.

Als er die Augen wieder öffnete, sah er sein Pferd. Eine Gestalt führte es am Zügel durch den grauen Dunst. Sie bestand ganz aus Schmutz, Fellstücken und abstehenden Haaren. War das ein Mensch? Womöglich ein Moorgeist, der sich seine Seele holen wollte, bevor sie der sterblichen Welt enteilt? Enne beschloss, es darauf ankommen zu lassen. Schlimmer konnte es kaum werden.

»Hilfe...«

Er brachte lediglich ein Krächzen zustande, kaum lauter als das Rascheln des Wollgrases, wenn der Wind darüberstrich. Er versuchte es noch einmal und kam nicht über die erste Silbe hinaus. Sein Mund war völlig ausgedörrt.

Der Moorbewohner zog weiter, verschwand. Enne lag reglos da, Zeit verstrich. Seine Hoffnung zu schüren, nur um sie kurz darauf zu enttäuschen: Das sah Gott ähnlich. Ein weiterer himmlischer Scherz auf seine Kosten.

Was auch geschieht, Herr, dachte Enne, ich bin fertig mit Dir.

Er fühlte sein Herz nicht mehr pochen. Hatte es aufgehört zu schlagen? Hoffentlich kam das Ende rasch. Schwärze schob sich von allen Seiten in sein Blickfeld, hüllte ihn ein wie dunkler Nebel.

Er erwachte blinzeln. *Ich lebe noch immer*, dachte er verwundert. Warum ließ Gott ihn nicht einfach sterben?

Der Moorgeist stand neben ihm, hielt das Schwert in der Hand und betrachtete es von allen Seiten. Das Gesicht der Kreatur war derart schmutzig, dass sich keine Regung darin erkennen ließ. Wenigstens sah sie wie ein Mensch aus. Aber ganz sicher war Enne sich nicht.

Der Moorbewohner starrte ihn an. Kam vorsichtig näher, stieß ihn mit der Schwertspitze an. Als Enne zuckte, verzog der schmutzige Mann die Lippen zu einem Grinsen. Die wenigen Zähne in seinem Mund waren gelb wie trockenes Pergament.

Er rammte die Klinge in den Boden und fingerte an Enne herum. Auf der Geldkatze verharrten die Hände, betasteten die Münzen unter dem Stoff. Das Grinsen wuchs in die Breite. Der Moorbewohner stand auf und griff nach dem Schwert.

Enne schloss die Augen und wartete auf den erlösenden Schmerz.

Kapitel drei



Warfstede

In der Nacht nach dem Hinterhalt hatte Jann kaum ein Auge zuge-
tan.

Was bei der alten Windmühle geschehen war, lastete schwer auf seinem Gewissen. Dabei hatte sich sein Gewissen in den vergangenen Monaten daran gewöhnt, so manche Bürde zu tragen. Seit dem Beginn der Fehde hatte er nicht wenige Grausamkeiten gesehen und bei den Kämpfen gegen die Hylkena Menschen getötet. Doch das waren Kriegersleute gewesen – Söldner oder bewaffnete Bauern, die Enne dienten. Unbeteiligte hatten sie stets geschont oder es wenigstens versucht. So verlangte es das Gesetz der Fehde, das jeder Friese achtete.

Die Hinrichtung der beiden Bauern aber war kaltblütiger Mord, durch nichts zu rechtfertigen. Wann immer Jann die Augen schloss, hörte er die Frau um ihr Leben flehen. Seit Unickes Tod wurde sein Vater von Monat zu Monat härter, grausamer, unerbittlicher. Er lebte nur noch für seine Rache. Ein Menschenleben galt ihm nichts mehr.

Jann konnte dieses Verbrechen nicht allein Wilke anlasten. Er hätte sich weigern können, bei dem Hinterhalt mitzumachen. Doch er war geblieben. Hatte gekämpft aus Angst, andernfalls als Feigling dazustehen. Das Blut dieser drei Menschen klebte auch an seinen Händen.

Draußen krächte der Hahn. Träge erwachte das Steinhaus. Jann, der im Gegensatz zu seinen Halbbrüdern keine eigene Kammer hatte, schlief beim Gesinde in der Halle. Eben öffnete ein Knecht die Eingangstür und ließ frische Luft herein. Die meisten Bediensteten drehten sich noch einmal herum und schliefen weiter. Jann aber hatte keine Lust mehr, in die Dunkelheit zu starren und zu grübeln. Er streckte die müden Glieder, zog das Gewand über den Unterrock und verstaute die Decke in seiner Kiste.

Währenddessen erwachte seine Mutter. Wie jeden Morgen begrüßte sie ihn mit einem Kuss auf die Wange und strahlte ihn an. Sie war übergücklich, dass er den gestrigen Raubzug heil überstanden hatte.

»Hilfst du mir, die Halle fürs Morgenbrot herzurichten?«

»Gewiss, Mutter.«

Gela Reinken diente der Familie Osinga seit vielen Jahren. Unter dem schmutzigen Gesicht und dem löchrigen Wollkittel verbarg sich eine schöne Frau mit hohen Wangenknochen und einem schlanken Körper. Von ihr hatte Jann das hellblonde Haar geerbt, das ihn von seinen Halbbrüdern unterschied, die allesamt braunhaarig waren. Gela war ein gütiger Mensch und von scheuem Wesen. Nie forderte sie etwas für sich. Jann beschützte sie, so gut er konnte.

Gela weigerte sich beharrlich, ihm zu erzählen, unter welchen Umständen er gezeugt worden war. Jann vermutete, dass Wilke sie mit Gewalt genommen hatte. Seine bloße Existenz erinnerte Wilke jeden Tag an seine Sünde. Die Ehre verlangte von ihm, den Bastard zu versorgen. Ansonsten behandelte er Jann wie Luft.

Inzwischen waren die Bediensteten aufgestanden. Sie spritzten sich am Fass Wasser ins Gesicht, zogen Hauben und Mützen über die fettigen Haare und halfen Jann und Gela, die Bänke in die Mitte der Halle zu rücken. Man machte Feuer unter dem Kessel und kochte Hafergrütze mit Milch.

Wenig später erschien Abbe Wilken auf der Treppe und schlurfte, auf seine Krücke gestützt, durch den Raum. Er war neunzehn Jahre alt und – obwohl ein legitimes Kind Wilkes – noch schlimmer dran als Jann. Durch ein grausames Geschick war er mit verwachsenen Knochen und einer verformten Wirbelsäule zur Welt gekommen. Auf seinem Rücken wölbte sich ein Buckel, und seine Beine waren derart krumm, dass er nur unter Schmerzen gehen konnte. Wilke schämte sich so sehr für ihn, dass er seinen Drittgeborenen kaum anschauen konnte.

Abbe setzte sich auf die Bank und legte den Stock quer über die Knie. »Nimm dich heute Früh vor Vater in Acht. Er ist etwa so umgänglich wie ein Bär, den man mit Fußritten aus dem Winterschlaf geweckt hat.«

Jann wischte gerade den Tisch ab. »Danke für die Warnung.« Wenn Wilke schlechte Laune hatte, ließ er es gern an ihnen beiden aus.

»Seit dem Aufstehen tut er nichts anderes, als Enne zu verfluchen«, fuhr Abbe fort. »Verrätst du mir, was gestern geschehen ist?«

Wilke hatte ihnen eingeschärft, niemandem vom Hinterhalt an der Mühle zu erzählen. Selbst Abbe, ihr Onkel Ippe und Janns Mutter wussten nur von dem Überfall auf den Bauernhof. Jann entschied, dass sein Bruder das Recht hatte, mehr zu erfahren. »Ein Kundschafter hat Enne gesehen«, erklärte er leise. »Wir haben ihm aufgelauert.«

Abbe machte große Augen. »Habt ihr ihn erwischt?«

»Würde Vater derart auf Enne schimpfen, wenn es so wäre?«

»Er konnte also entkommen.«

Jann nickte.

»Und weiter?«, fragte Abbe ungeduldig. »Jetzt lass dir doch nicht alles aus der Nase ziehen!«

»Vater hat Enne im Kampf schwer verletzt, und er hat sich einen Armbrustbolzen eingefangen. Er konnte zwar fliehen, aber die Chancen stehen gut, dass er später verblutet ist.«

»Bei Gott! Ich hoffe wirklich, der Kerl ist tot«, sprach Abbe Jann aus der Seele. »Dann wäre diese unselige Fehde endlich vorbei.«

Just in diesem Moment kam Wilke die Treppe herunter. Wie üblich folgte ihm Here wie ein Schatten. Die beiden Männer trugen Gewänder, die mit dem Löwen, dem Wappentier ihres Geschlechts, bestickt waren. Sie setzten sich an den Kamin und bekamen von einem Diener zwei Näpfe. Widerwillig stand Abbe auf, um zu ihnen zu gehen.

»Wieso isst du nicht mit uns?«, schlug Jann vor. »Die vermissen dich gewiss nicht.«

»Auch wieder wahr.« Abbe setzte sich wieder.

Gela brachte ihnen Grütze, und die drei plauderten über dies und das. Jann, der Abbe gegenüber saß, dachte wieder einmal, dass sein Bruder trotz der Behinderung ein gut aussehender Bursche war. Abbe hatte ein angenehm geformtes Gesicht, schönes volles Haar und ein sonniges Gemüt. Sogar Janns Mutter, die die anderen Mitglieder der Familie Osinga kaum anzusprechen wagte, fühlte sich wohl in seiner Gegenwart.

»Habt ihr schon gehört? Ippe hat sich ein Haustier zugelegt.«

»Einen Wachhund? Eine Katze, die die Mäuse in der Kirche fängt?«, mutmaßte Jann.

»Besser.« Abbes Augen glitzerten. Er liebte solche Geschichten. »Da kommt ihr nie drauf.«

»Spann uns nicht auf die Folter«, sagte Gela.

»Ein Ferkel!«

»Was will er denn mit einem Ferkel?« Jann kratzte den Napf aus.

»Er will ihm Kunststücke beibringen. Er behauptet, es sei klüger als andere Schweine.«

Gela schlug sich kichernd die Hand vor den Mund. Jann schüttelte den Kopf.

»Onkel Ippe ist schon ein komischer Kauz.«

»Ich gehe mir dieses Wunderschwein nachher ansehen«, verkündete Abbe. »Ich muss Ippe ohnehin ein Buch zurückgeben. Kommst du mit?«

»Folkmar braucht mich auf der Lastadie.«

Die Bediensteten wuschen ihr Essgeschirr und begannen mit dem Tagwerk. Gelas Aufgabe war es, die Schlafkammern der Familie zu reinigen.

»Hab einen schönen Tag.« Sie küsste Jann auf die Stirn, ehe sie davoneilte. Ihre ständigen Liebesbekundungen waren ihm peinlich. Er war ein erwachsener Mann von achtzehn Jahren, kein kleiner Junge mehr. Abbe wollte ihn eben dafür verspotten, als Wilke ihn herbefahl.

»Die Pflicht ruft. Wir sehen uns, Bruder.« Abbe stützte sich auf die Krücke und watschelte davon.

Jann kletterte die Leiter hinunter, die an der Außenmauer des Steinhauses lehnte. Hühner pickten im Gras und flatterten gackernd auseinander, als er die Warf hinabging. Die Dorfbewohner waren längst auf den Beinen – sie sahen nach dem Vieh, karrten Torfballen heran oder werkelten an ihren Häusern. Das Anwesen der Familie Osinga war neben der Wehrkirche das einzige Steingebäude in Warfstede, denn nur die führenden friesischen Geschlechter durften sich ein befestigtes Haus bauen. Die einfachen Bauern, Fischer und Handwerker wohnten in Hütten aus Holz, Lehm und Reet und lebten in ständiger Angst vor Sturmfluten.

Von der Geest kommend floss ein kleiner Fluss durch Warfstede

und speiste nördlich des Dorfes einen See. Jann schlenderte am Hafen vorbei, wo die *Magnus* ankerte, und grüßte den Segelmacher, der auf einem Fischerboot arbeitete. Er ging am Ufer entlang und kam wenig später zum Deich. Es herrschte Ebbe, sodass das Siel offenstand und der Fluss ungehindert hinaus ins Watt strömen konnte. Bei Flut würde sich das Meerwasser von außen gegen das Tor pressen und es schließen, was den Fluss für einige Stunden staute. Janns Aufgabe war es, jeden Morgen zu prüfen, ob sich die Schleuse richtig öffnete und schloss. Er paddelte mit dem Floß zum Tor, schabte die Muscheln vom Holz und reinigte die Scharniere von Algen und Schmutz.

Wilkes Vorfahren hatten einst den Deich aufgeschüttet und dem Meer fruchtbares Marschland abgerungen. So war die Familie Osinga zu Reichtum gekommen – der längst nicht mehr nur auf Landbesitz gründete. Janns Großvater hatte den Hafen gebaut und so den Handel belebt. Zu diesem Zweck hatte man die Fahrrinne vertieft und das Siel vergrößert, sodass sogar eine Kogge durch das Tor passte. Es war die größte Deichschleuse von Harlingerland, vielleicht sogar von ganz Friesland. Alle anderen friesischen Häfen, die Jann kannte, lagen draußen vor dem Deich, wo die ankernden Schiffe den Launen des Meeres ausgeliefert waren.

Als er am Siel fertig war, schritt er den Deich ab und untersuchte ihn auf Schäden. Auch das gehörte zu seinen Aufgaben. Der Damm, der das Marschland von den Salzwiesen schied, war am Scheitel zwei bis drei Mannslängen hoch. Auf den grasbewachsenen Böschungen weideten Schafe. Ein mächtiges Bollwerk gegen die See, ohne das Friesland buchstäblich dem Untergang geweiht wäre. *Kein Deich, kein Land, kein Leben*, besagte ein altes Sprichwort.

Was Jann sah, gefiel ihm nicht. Die raue Brandung der vergangenen Wochen hatte den von Dauerregen und Frost angegriffenen Deich an vielen Stellen beschädigt. Kaninchen hatten Baue hineingegraben. Vermutlich würde er noch einige Jahre halten, doch es wäre sicherer, ihn so bald wie möglich auszubessern. Er beschloss, dies mit seinem Vater zu besprechen. Ob Wilke etwas würde ausrichten können, war fraglich. Die verheerende Seuche, die vor anderthalb Jahren wie der Zorn Gottes über die Christenheit gekommen war, hatte auch die Bevölkerung Frieslands ausgedünnt. Ein Drittel aller Bewohner

des Kirchspiels war an der Pestilenz gestorben, unter ihnen Abbes, Heres und Unickes Mutter Sibbe. Jann erinnerte sich mit Schrecken an die von schwarzen Beulen entstellten Leichen, die manchmal tagelang in den Häusern gelegen hatten, bis sich jemand fand, der sie zum Massengrab karnte. Seitdem gab es nicht mehr genügend Arbeitskräfte für die Deichpflege. Die Marschleute taten nur noch das Nötigste, um den Damm zu erhalten.

Jann kehrte dem Deich den Rücken und schritt zur Lastadie.

Der Schiffsbauplatz bestand aus mehreren Hütten, hohen Stapeln aus Baumstämmen sowie einer mit dicken Bohlen verstärkten Hel-ling, die in den See mündete. Folkmar Peters, seine Gesellen und Arbeiter waren seit dem Morgengrauen hier. Die Kogge, an der die neun Männer arbeiteten, hatte den Stapelauf bereits hinter sich und lag im Wasser. Der Rumpf war fertig aufgeplankt und vollständig mit Spanten ausgesteift. Auch der Mast stand. Gerade sägten die Zimmerleute das Holz für die Aufbauten zu.

»Guten Morgen!«, begrüßten sie Jann.

»Wo ist Folkmar?«

»Im Frachtraum, glaub ich«, antwortete ein Geselle.

Er trat auf den Anlegesteg und bewunderte einen Moment die halb fertige Kogge. Augenblicklich besserte sich seine Laune. Seit jeher faszinierten ihn Schiffe. Die See war gewaltig, zerstörerisch, unberechenbar, doch mit einem guten Schiff konnte man ihr trotzen und ferne Küsten bereisen. Jann wollte Koggen bauen, denen die Mannschaft blind vertraute. Die jedem Sturm widerstanden. Die ihre Passagiere in Windeseile bis nach Island und Venedig trugen. Davon träumte er, seit Folkmar ihm zum ersten Mal erlaubt hatte, ihm bei der Arbeit zu helfen.

Jann betrachtete die geklinkerten Planken, das sorgfältig verarbeitete Holz, die eleganten Formen. Sein Lehrmeister hatte sich wieder einmal selbst übertroffen. Nicht umsonst galt Folkmar als der beste Schiffsbauer von Harlingerland.

Jann stieg die Laufplanke hinauf. Wo das Achterkastell hinkommen würde, lagen noch keine Decksplanken, sodass er in den Frachtraum blicken konnte.

»Morgen, Junge«, brummte Folkmar.

Der Meister war ein magerer Mann mit kurzem Vollbart, sehnigen

Gliedmaßen und knochigen Händen, die erstaunlich fest zupacken konnten. Wegen der grauen Haare und dem zerknautschten Gesicht erschien er manchen wie ein Greis, dabei war er noch keine vierzig. Die schweren Lider und die müden, stets von Schatten unterlegten Augen täuschten darüber hinweg, dass er einen wachen Verstand hatte.

Ein großer Redner war Folkmar hingegen nicht. Er bevorzugte Sätze, die aus einem einzigen Wort bestanden.

»Beitel«, sagte er.

Auf dem Deck lagen verschiedene Werkzeuge. Jann wählte das richtige aus und reichte es dem Meister, der damit eine Unebenheit am Achtersteven beseitigte. Unsauber verarbeitetes Holz konnte Folkmar nicht ertragen.

»Kreide.«

Aus den Markierungen, die Folkmar im Unterdeck anbrachte, schloss Jann, dass sie als Nächstes das Bratspill einbauen würden. Die mächtige Trommel war bereits fertig und lag neben dem Mast. Jann trug die Balken heran, an denen das Spill befestigt werden würde. Er wusste stets, wie er Folkmar zuarbeiten konnte, selbst wenn sich dessen Anweisungen auf ein knappes Handzeichen oder ein paar gebrummte Silben beschränkten. Sie verstanden einander blind.

Er stieg zum Meister hinunter in den Frachtraum, und gemeinsam befestigten sie die Balken an den Bodenwrangen und den Querverstrebungen, sodass sie senkrecht und parallel zueinander aufragten. Dabei sprachen sie kaum. Jeder wusste, was zu tun war.

Wann immer Jann konnte, ging er Folkmar zur Hand. So gesehen war es von Vorteil, dass sein Vater ihn den guten Teil des Tages ignorierte. Anders als seine Halbbrüder hatte er nur wenige Pflichten und viel freie Zeit, die er am liebsten auf der Lastadie verbrachte. Anfangs hatte Folkmar mit dem stillen Jungen aus dem Steinhaus nicht viel anfangen können. Doch bald schon hatte er Janns Talent für die Arbeit mit Holz erkannt. Er gab ihm kleinere Aufgaben – die Jann so gut ausführte, dass Folkmar beschloss, ihn unter seine Fittiche zu nehmen. Jann dankte es ihm, indem er sich mit Eifer in die Arbeit stürzte und alles aufsog, was der Meister ihm beibrachte. Im Lauf der Jahre war er ein fähiger Schiffsbauer geworden und hatte den Respekt der Gesellen gewonnen.

Jann ließ den Hammer sinken und gähnte herzhaft.

»Schlecht geschlafen?«, fragte Folkmar, der einen Holznagel einschlug.

»Nur etwas müde, das ist alles.« Jann hätte sich gern den Kummer von der Seele geredet. Doch wenn sein Vater davon erfuhr, käme er in Teufels Küche.

Der Meister streifte ihn mit einem Blick. »Ihr seid gestern wieder losgezogen, hm?«

Jann verzog den Mund. Folkmar wertete das als Bestätigung.

»Habt ihr euch ein Gestüt der Hylkena vorgenommen?« Er musste die Pferde gesehen haben, die sie erbeutet hatten.

»Einen Bauernhof in der Marsch.«

»Gab's einen Kampf?« Offenbar hatte Folkmar beobachtet, dass sie mit Verletzten und einem Toten heimgekehrt waren. Obwohl er außerhalb des Dorfes wohnte und sich aus den Angelegenheiten der Familie Osinga heraushielt, entging ihm nichts.

»Ich darf nicht darüber sprechen.«

»So hässlich war's also?«

»Sehr hässlich«, murmelte Jann.

Der Meister schaute ihn mitfühlend an. »Was auch passiert ist, es war sicher nicht deine Schuld. Dein Vater gibt die Befehle. Er allein ist dafür verantwortlich, wenn es blutig wird.«

»Ich bin mitgegangen!«, platzte es aus Jann heraus.

»Du hättest schwerlich zu Hause bleiben können. Ein Mann muss zu seiner Familie stehen.«

Jann zuckte mit den Achseln. »Lass uns weiterarbeiten.«

»Du bist nicht bei der Sache«, sagte Folkmar. »Geh dich ausruhen, Junge.«

»Die Arbeit bringt mich auf andere Gedanken.«

»Einen müden Gehilfen kann ich nicht gebrauchen. Schlaf dich aus. Nachher gehst du zu meinem Haus. Das wird dich aufmuntern.«

»Wieso? Was ist da?«

»Das wirst du sehen.« Folkmar hatte genug vom Reden und widmete sich wieder der Arbeit.

Jann legte den Hammer weg. »Bis morgen«, sagte er und kletterte an den Spanten zum Deck hinauf.

Kapitel vier



Ein Tropfen Tinte löste sich vom Gänsekiel und fiel auf das Pergament. Abbe verzog den Mund. Er hasste es, wenn das passierte. Rasch streute er Löschkalk auf den Fleck und kratzte den Rest mit dem Messer weg. Mit sorgfältigen Federstrichen legte er eine neue Liste an.

Gestern hatte ein Pächter eine Wagenladung Pökelfleisch zum Steinhaus gebracht. Abbe hatte veranlasst, dass alles im Lager verstaubt wurde. Wegen der Aufregung am vergangenen Abend war er nicht dazu gekommen, über die Ware Buch zu führen. Das holte er jetzt nach. Es war seine Aufgabe, die ausgedehnten Ländereien der Sippe zu verwalten. Abgesehen von Onkel Ippe war Abbe der einzige Osinga, der lesen und schreiben konnte.

Er mochte seine Arbeit. Er hatte ein gutes Gespür für Zahlen und liebte es, allein in der stillen Kammer zu sitzen. Hier konnte er sich nützlich machen. Abbe Wilken fühlte sich nicht oft nützlich.

Als er mit der Liste fertig war, addierte er die Einnahmen aus Pacht und Handel. Sie ergaben eine stattliche Summe – sein Vater würde zufrieden sein. Friesland war es schlecht ergangen im letzten Jahrzehnt. Die schreckliche Seuche vor anderthalb Jahren war die schlimmste Katastrophe gewesen, aber beileibe nicht die einzige. Hungersnöte, Sturmfluten und Kriege zwischen den Landsgemeinden hatten den einfachen Friesen schwer zugesetzt. Viele reiche Sippen hingegen hatten es verstanden, diese schlimmen Jahre zu nutzen – so auch die Osinga. Sie hatten sich verwaiste Höfe und brachliegendes Land angeeignet und von Armut bedrohte Bauern in die Abhängigkeit gezwungen. Seitdem sprudelten die Einnahmen nur so. Wäre die Familienfehde nicht gewesen, dann wären die Osinga längst in den Kreis der reichsten Familien von Harlingerland aufgestiegen. Die Kriegsbeute wog gerade so die immensen Kosten für Söldlinge,

Kriegspferde und Waffen auf, selbst wenn sie so üppig ausfiel wie gestern. Für jede Wagenladung Feldfrüchte, die sie den Hylkena raubten, verloren sie Vieh und Ernteerträge an Ennes Marodeure. In Abbes Augen war die Fehde eine sündhaft teure Torheit, die keinen Gewinner kannte, aber viele Verlierer.

Wilke weilte gerade im Dorf – Abbe würde später mit ihm sprechen. Er klemmte sich Ippes Buch unter den Arm und griff nach der Krücke. Er sehnte den Sommer herbei. Wenn es so kühl und feucht war wie jetzt, peinigten ihn seine krummen Knochen. Ippe hatte ihm einen Trunk gegen die Schmerzen gemischt, doch Abbe konnte sich nicht überwinden, ihn zu trinken. Der Mohnsaft machte ihn träge im Kopf.

Stufe für Stufe quälte er sich die Treppe hinab, die von den Kammern der Herrschaft zur Halle führte. Der Gewölbesaal nahm den ersten Stock des Steinhauses ein und war nicht mit dem Warenlager und dem Pferdestall im Erdgeschoss verbunden. Wer den Wohnbereich verlassen wollte, musste die Leiter am einzigen Ausgang der Halle hinunterklettern. Bei Gefahr konnte sie rasch hochgezogen werden, sodass Angreifer nicht hineingelangen konnten.

Der Erbauer des Steinhauses hatte also an alles gedacht – nur nicht daran, dass einmal ein Buckliger mit steifen Gliedern darin wohnen würde. Die Leiter war für Abbe ein Hindernis, das ihn jeden Tag aufs Neue demütigte. Er warf die Krücke hinunter und machte sich an den mühsamen Abstieg. Mit dem dicken Buch unter dem Arm fiel es ihm schwer, sich festzuhalten. Der verfluchte Buckel erschien ihm wie ein Joch, das man an seinem Rücken festgebunden hatte. Die zitternden Füße fanden kaum Halt auf den Sprossen.

Zu allem Überfluss stand Here mit einigen Kriegern vor dem Steinhaus. Sie waren nach dem Morgenbrot ausgeritten, um die Gegend nach Feinden abzusuchen, und rieben gerade die Pferde ab. Ihr Gespräch verstummte.

»Brauchst du Hilfe, Bruder?«, fragte Here.

Abbe gab keine Antwort. *Nicht beirren lassen. Konzentrier dich auf die verdammte Leiter.*

Prompt rutschte sein Fuß ab. Panisch klammerte er sich am Holm fest. Die Männer feixten.

»Ich wette einen Pfennig, dass er abstürzt und auf den Arsch fällt.«

»Ich frage mich, was passiert, wenn er auf dem Rücken landet. Drückt ihm das den Buckel platt?«

»Bei Gott, es wäre dem armen Kerl zu wünschen. Vielleicht könnte er dann endlich gerade laufen.«

»Hast du gehört?«, rief Here. »Wir haben ein Heilmittel für dein Leiden gefunden. Eine Rosskur, gewiss, aber vielleicht magst du es ja ausprobieren.«

Herzlichen Dank, Bruder, dachte Abbe, als die Krieger johlten. Er biss die Zähne zusammen. Die nächste Sprosse. Und noch eine.

»Genug jetzt. Er wird schon nicht abstürzen«, unternahm Here einen halbherzigen Versuch, den Spott zu beenden. »Er klettert die Leiter jeden Tag rauf und runter.«

Trotzdem hörten die Männer nicht auf, Abbe anzugaffen.

»Herrgott. Wenn das in dem Tempo weitergeht, ist er bis Georgi nicht unten«, meinte einer.

Here trat zur Leiter, eine Zornesfalte zwischen den Brauen. »Das kann man ja nicht mit ansehen. Gib mir das Buch. Dann tust du dir leichter.«

»Lass mich. Ich schaff es allein.«

»Gib es mir, verdammt noch eins!« Here bekam das Buch zu fassen. Abbe drückte es an sich.

»Hör auf!«

»Du machst dich zum Gespött.«

Here zerrte so heftig an dem Buch, dass Abbe den Halt verlor. Er rutschte ab und fiel ... auf den Arsch. Die Männer schrien vor Lachen.

»Hab ich's euch nicht gesagt? Ich will meinen Pfennig!«

Here presste die Lippen zu einer schmalen Linie zusammen. »Steh auf.«

Abbe schlug wütend Heres Hand weg und versuchte, allein auf die Füße zu kommen. Das war leichter gesagt als getan.

»Wie ein Mistkäfer, der strampelnd auf dem Rücken liegt«, kommentierte ein Söldner.

Endlich bekam Abbe die Krücke zu fassen und stemmte sich hoch. Gras und Hühnerdreck klebten an seinem Gewand. Here hielt ihm das Buch hin.

»Du darfst es gern behalten und lesen. Ach, da fällt mir ein: Du *kannst* ja gar nicht lesen.«

Heres Miene verfinsterte sich. »Lesen ist was für Weiber und Pfaffen.«

»Ich bin weder das eine noch das andere, aber ich lese dir gerne vor.« Abbe riss ihm das Buch aus der Hand und tat, als würde er daraus vortragen: »Ein Leitfaden für zurückgebliebene Zweitgeborene. Kapitel eins: Du bist ein erbärmlicher Wurm, der für einen schäbigen Witz dem eigenen Bruder in den Rücken fällt? Verzage nicht! In diesem Buch erfährst du, wie du Charakter und Rückgrat erlangen kannst.«

Damit hatte er die Lacher auf seiner Seite. Der Verhöhnnte schäumte vor Wut.

»Haltet das Maul!«, fuhr Here die Männer an.

Eilends humpelte Abbe davon. Here war es zuzutrauen, dass er ihn vor dem ganzen Dorf demütigen würde, um seine Autorität wiederherzustellen. Zum Glück war sein Bruder langsam im Kopf – einstweilen hatte er genug damit zu tun, sich vor den Söldnern wie ein starker Mann aufzuspielen.

Niemand wusste, wie alt die Warf war, jene grasbewachsene Aufschüttung im Zentrum von Warfstede, auf der das Steinhaus stand. Manche sagten, sie stammte aus der Zeit, als die Friesen noch an heidnische Götzen geglaubt hatten. Die Wehrkirche, die sich die Warf mit dem Steinhaus teilte, war weitaus jünger. Wie das Heim der Familie Osinga bestand sie aus rostrottem Backstein. Rasch schlüpfte Abbe durch das offene Portal. Erst im Innern fühlte er sich sicher – in der Kirche würde Here es nicht wagen, ihm etwas anzutun.

Er vernahm ein Quieken, und etwas flitzte an ihm vorbei. Abbe erschrak so sehr, dass er beinahe das Buch fallen ließ.

»Komm sofort zurück!«

Ippe Tammen rannte wackelnd an ihm vorbei. Der Vikar hatte das schwarze Gewand gehoben, sodass man seine behaarten Knöchel sehen konnte. Er schien Abbe nicht zu bemerken, als er schimpfend nach draußen verschwand.

Abbe dachte sich nichts dabei. Sein Onkel war ein wunderlicher Mann.

Er wartete beim Altar.

In der Kirche wurde es nie richtig hell. Die wenigen Fenster in den mächtigen Wänden waren derart schmal, dass kaum ein Sonnenstrahl den Weg hineinfand. Das Gotteshaus hatte etwas von einer Festung. Hier suchten die Dorfbewohner bei Gefahr Schutz. Auf den Sims standen Kerzen, verschmolzen zu wulstigen Talgklumpen. Die zitternden Flammen kämpften wacker gegen die Düsternis an.

Wenig später kam Ippe zurück. Er war Wilkes jüngerer Bruder, ähnelte diesem aber nicht im Geringsten. Er trug eine Tonsur, seine Mundwinkel zeigten stets zu Boden, die Wangen hingen schlaff herab. Schlaff war überhaupt alles an ihm. Der größte Teil seiner Körpermasse sammelte sich in der Mitte und bildete einen ansehnlichen Bauch. Die Brust hingegen war schmal, die Beine dürr.

Der Vikar hielt ein zappelndes Ferkel in den Armen. »Ich habe dir schon hundertmal gesagt, dass du nicht fortlaufen sollst«, belehrte er das Tier. »Wann gehorchst du endlich?«

Abbe konnte sich das Grinsen nicht verkneifen. »Dein neuer Hausgenosse, nehme ich an. Wie heißt es?«

Ippe starrte ihn an. »Bei Gott! Er braucht natürlich einen Namen. Wie konnte ich das vergessen? Kein Wunder, dass er nie tut, was ich sage.«

»Wie wäre es mit Bebbe?«, schlug Abbe vor. Bebbe Tygen hieß der Krieger, der eben am lautesten über ihn gelacht hatte.

»Ausgezeichnet. Sehr passend.« Ippe hielt sich das Ferkel vors Gesicht, sodass der Rüssel beinahe seine Nase berührte. »Hiermit taufe ich dich auf den Namen Bebbe.« Er setzte das Schwein auf den Boden. Bebbe schnüffelte an Abbes Gehstock.

»Hier ist dein Buch. Hab Dank, dass ich es mir ausleihen durfte.«

Geistesabwesend nahm Ippe es an sich. »Bebbe ist überaus klug. So ein gewitztes Schwein hast du noch nicht gesehen. Er kann sogar zählen. Bebbe, wie viele Finger halte ich hoch?«

Bebbe schaute ihn an. Sie warteten. Ippe räusperte sich.

»Die Hatz durch die Kirche. Er ist immer noch aufgeregt...«

»Natürlich.«

»...ganz durcheinander...«

»Das wird es sein.«

Verlegen begutachtete der Vikar das Buch. Abbe behandelte jede Leihgabe mit der größten Sorgfalt. Ippe hasste es, wenn seine kostbaren Bücher Schaden nahmen.

»Ein gutes Buch«, sagte Abbe.

»Nicht wahr?« Ippes Miene hellte sich auf. »Sind es nicht herrliche Verse, die Heinrich von Veldeke geschmiedet hat? Zu Worten geronnenes Gold. Nicht viele Dichter handhaben die Sprache so geschickt. Und Eneas' Fahrt in die Unterwelt – schön und schaurig zugleich. Wie er die im Mutterleib gestorbenen Kinder trifft ... Ich konnte danach kaum einschlafen«, erklärte Ippe mit gerunzelter Stirn.

»Hat Eneas wirklich gelebt?«

»Das weiß niemand. Es ist lange her, dass Troja zerstört wurde.«

Sie plauderten über das Buch, während Ippe den Chor fegte. Abbe saß derweil auf dem Beichtstuhl, um seine schmerzenden Glieder auszuruhen, Bebbe döste zu seinen Füßen. Er genoss die Besuche bei seinem Onkel. Mit niemandem sonst konnte er solche Gespräche führen, nicht einmal mit Jann. Sein Bruder war sein bester Freund und fraglos ein kluger Kopf, doch mit Büchern konnte er wenig anfangen. Abbe verdankte Ippe viel: Sein Onkel war es gewesen, der ihn Lesen, Schreiben und die lateinische Sprache gelehrt hatte.

Nach einer Weile stand Abbe mithilfe der Krücke auf.

»Du musst schon gehen?«

»Vater kommt gewiss bald zurück. Kann ich mir noch ein Buch von dir ausleihen?«

»Ich fürchte, du hast schon alle gelesen. Aber nächste Woche besuche ich das Kloster Esingfelde. Der Abt schuldet mir einen Gefallen – gewiss erlaubt er mir, das eine oder andere Buch für dich mitzunehmen.«

»Am besten die Historia von Troja, wenn sie sie haben.« Nun, da Abbe Eneas' Geschichte kannte, wollte er mehr über den Untergang Trojas erfahren, der Eneas' Abenteuer vorausgegangen war.

»Du solltest so etwas nicht lesen. Es ist eine grausige Geschichte über Krieg und Zerstörung. Haben wir davon nicht genug in der Wirklichkeit?«

»Bring es mir trotzdem mit, in Ordnung?«

»Kampf und Heldentum, das ist alles, was euch Burschen interes-

siert. Auch Unicke wollte immer ein Held sein, und schau, was es ihm eingebracht hat.«

»Es ist nur ein Buch, Onkel«, sagte Abbe lächelnd.

Doch Ippe hörte ihm nicht zu. Wie so oft verfiel der Geistliche urplötzlich in Trübsal und lamentierte, wie schlecht die Welt sei. In solchen Momenten ließ man ihn besser allein.

»Bis bald«, verabschiedete sich Abbe.

Sein Onkel antwortete mit einer Schimpftirade, denn Bebbe wälzte sich in dem zusammengefügten Unrat und verteilte alles auf dem Boden.

»Bist du von Dämonen besessen? Dies ist ein Haus Gottes, kein Schweinestall. Ich werde dich lehren, alles schmutzig zu machen!«

Das Ferkel floh abermals nach draußen, verfolgt von Ippe mit dem Kehrbesen.

»Kommst du wohl zurück, du törichte Kreatur!«

Kopfschüttelnd schlurfte Abbe zum Portal und spähte hinaus. Here und die Krieger waren fort. Während er zum Steinhaus ging, ließ er den Blick über die Umgebung schweifen.

»Ist mein Vater zurück?«, fragte er den Pferdeknecht, der gerade einen Handkarren voller Heu schob.

Der Mann zuckte mit den Schultern und sah zu, dass er zu den Ställen kam. Abbe war den Bediensteten unheimlich. Sie mieden den Buckligen nach Möglichkeit.

Abbe seufzte. Er würde wohl selbst nachsehen müssen. Er klemmte sich die Krücke unter den Arm, biss die Zähne zusammen und stellte sich wieder seinem Erzfeind, der Leiter.

Jann war todmüde, doch bevor er sich hinlegte, wollte er Folkmars Andeutung auf den Grund gehen. Er schritt zu des Meisters Haus, das einsam abseits des Dorfes stand, umgeben von alten Birken. Da der Wind meist vom Meer kam, neigten sich die weißen Stämme nach Süden, als verbeugten sie sich vor dem Steinhaus der Osinga. Die Wipfel raschelten, die Zweige trugen schwer an den Kätzchen und streichelten das Reetdach wie zärtliche Hände. Die verwilderte Wiese unter den Bäumen döste in grünem Zwielicht.

Jann war gern hier. Folkmars Heim war ein freundlicher Ort

und nicht so düster wie das Steinhaus. Er durchquerte den kleinen Gemüsegarten und ging zur Tür. Sie stand offen. Jann runzelte die Stirn. Der Meister lebte allein.

Er klopfte an den Türrahmen. Als niemand antwortete, trat er ein.

Es war ein Haus, wie es Dutzende in Warfstede gab: gänzlich aus Holz und Lehm gebaut, bestehend aus einem einzigen Raum, dessen Balkendecke von Stützen getragen wurde. Allerlei Hausrat hing an den Holzpfosten – eine Bratpfanne, eine rostige Säge, ein rußschwarzer Schürhaken. Am anderen Ende befand sich die Feuerstelle aus Backsteinen mit dem Rauchabzug im Reet. Eigentlich war das Haus viel zu groß für einen einzelnen Mann: Eine kinderreiche Familie hätte leicht hineingepasst und obendrein Platz für die Großeltern gefunden.

Jann ging an den Hühnern vorbei, die im Stroh pickten. Der hintere Teil des Raumes verlор sich im Schatten, von dort hörte er Geräusche. Ihm kam ein unerhörter Gedanke. »Jorien? Bist du das?«

Hinter einer halbhohen Trennwand erhob sich eine Gestalt. Sie hielt ein Kleidungsstück in den Händen.

»Jann?«

Tatsächlich, sie war es.

Sie waren zusammen aufgewachsen, waren Freunde gewesen, mehr noch: Seelenverwandte. Vor vier Jahren dann war Folkmars Tochter nach Bremen gegangen. Jann aber hatte sie nie vergessen. Jorien legte den Umhang weg und kam lächelnd auf ihn zu. Sie umarmten einander.

»Bei Gott!« Er konnte es nicht glauben.

Sie grinste ihn an. »Du siehst aus wie der leibhaftige Tod, ich hätte dich fast nicht erkannt. Habt ihr gestern Abend zu viel Bier getrunken, du und Vaters Leute?«

»Wann habe ich je zu viel getrunken?«, erwiderte er lächelnd.

»Oh, ich kann mich da an die eine oder andere Zecherei auf der Lastadie erinnern ...«

Sie verstummten. Das war nicht mehr das Mädchen, von dem er sich einst verabschiedet hatte. Jorien Folkmars war erwachsen geworden. Zwar trug sie das glatte, dunkle Haar immer noch zum Pferdeschwanz gebunden. Auch die weichen Gesichtszüge mit der gerunde-

ten Nasenspitze und den vollen Lippen waren dieselben wie damals, ebenso die Augen unter den dichten Brauen – grün wie Birkenblätter, braun wie junges Holz und voller Wärme, Witz und Eigensinn. Ihr Körper aber war der einer Frau. Jann entging nicht, dass sich unter dem Gewand weibliche Rundungen verbargen.

»Sag etwas«, brach sie das Schweigen.

»Du hast dich verändert«, stellte er lahm fest.

Jorien lachte ihn aus. »Jann Wilken, wortgewandt wie eh und je! Und du erst. Du bist ja ein richtiger Mann geworden.«

So wie sie das sagte, klang es nicht wie ein Kompliment, doch ihm fiel keine passende Erwiderung ein. Sie war schon immer schlagfertiger gewesen als er. »Wann bist du heimgekommen?«

»Gestern Abend, es war schon dunkel. Vater hat mich gnädigerweise ausschlafen lassen. Die Reise war anstrengend. Ich hatte kein Geld für ein Schiff und musste zu Fuß gehen. Zum Glück habe ich auf dem Heerweg einige Pilger getroffen, so hatte ich Gesellschaft bis Esens.«

Jann wollte ihr sagen, wie sehr er sie vermisst hatte in den vergangenen vier Jahren – wie sehr er sich freute, dass sie wieder zu Hause war. Aber er fand nicht die richtigen Worte. Das unerwartete Wiedersehen überwältigte ihn.

»Ich war gerade dabei, meine Sachen einzuräumen.« Jorien legte den Umhang zusammen und verstaute ihn in der Truhe.

»Bist du zu Besuch hier?« Er hoffte, dass sie in Warfstede bleiben würde. Für immer.

Sie schloss den Deckel. Anstelle einer Antwort grinste sie ihn an. »Sag mal – gibt es das Baumhaus noch?«

Sie ergriff seine ausgestreckte Hand und schlüpfte durch die Luke im Boden.

Das Baumhaus war inzwischen viel zu niedrig für sie, weder Jann noch Jorien konnten aufrecht darin stehen. Es befand sich im Birkenwäldchen am Seeufer und hing abenteuerlich in den Ästen des höchsten Baumes. Durch die Fenster in den Bretterwänden konnte man die Lastadie, das Wattenmeer und die Geest weit im Süden von Warfstede sehen. Jann hatte das Baumhaus vor fünf oder sechs Jah-

ren gebaut – schon damals hatte er für sein Leben gern mit Säge, Beil und Hammer gearbeitet. Es war ihre Festung gewesen, ihre geheime Zuflucht, die kein Erwachsener betreten durfte.

»Es sieht so neu aus«, stellte Jorien fest.

»Ich habe irgendwann einmal ein paar morsche Bretter ausgetauscht.« In Wahrheit kam Jann regelmäßig her und hielt es instand. Aber ein Baumhaus war eine Sache für Kinder – dass es ihm immer noch etwas bedeutete, war ihm peinlich.

Sie breiteten die Decke aus und setzten sich auf den Boden. Jorien holte Brot, Käse und einen kleinen Topf mit Honig aus ihrem Beutel. Sie hatte noch nichts gegessen und fiel mit einem Bärenhunger über die Speisen her.

»Du hast meine Frage nicht beantwortet«, sagte Jann.

»Kein Besuch«, erklärte Jorien zwischen zwei Bissen. »Ich bleibe.«

»Was ist mit deinen Nonnen in Bremen?«

»Es sind keine Nonnen!« Sie schlug ihm auf den Oberschenkel. »Ich war bei den Beginen. Das hab ich dir doch schon hundertmal erklärt. Die Beginen folgen Christus nach und widmen ihr Leben dem Gebet und mildtätigen Werken ...«

»Klingt für mich wie Nonnen.«

»...aber sie leisten kein lebenslanges Gelübde und können den Konvent daher jederzeit verlassen. Jedenfalls konnte Tante Theda mir nichts mehr beibringen. Also hat Vater entschieden, dass ich nach Hause kommen soll.«

Folkmar hatte Jorien damals in die große Stadt geschickt, damit sie eine anständige Ausbildung bekam – in Warfstede konnte ein Mädchen lediglich Magd oder Bäuerin werden. Ihre Tante, die Meisterin der Beginen, hatte sie unter ihre Fittiche genommen.

»Hat man dich wirklich Latein und so weiter gelehrt?«

Sie grinste. »Ich bin jetzt mindestens so klug wie Abbe.«

»Gott steh uns bei! Zwei von der Sorte.« Jann verkniiff sich die Frage, was Jorien nun mit dem ganzen Wissen anfangen wollte. In Warfstede gab es genau zwei Menschen, die lesen und schreiben konnten – eben Abbe und sein Onkel Ippe –, und das genügte voll- auf. Für die allermeisten anfallenden Arbeiten brauchte man keine höhere Bildung. Selbst Joriens Vater, der den kompliziertesten Beruf

weit und breit ausübte, kam ohne Baupläne, Bücher und dergleichen aus. Alles, was Folkmar für die Arbeit an den Schiffen wissen musste, hatte er im Kopf.

»Aber das ist wohl nicht der einzige Grund, warum Vater mich heimgeholt hat.« Jorien senkte lächelnd den Blick. Eine Haarsträhne löste sich und fiel ihr ins Gesicht, sie strich sie beiläufig hinter das Ohr. »Ich glaube, er will einen Mann für mich suchen.«

»Hat er schon jemanden im Auge?«

»Wir haben noch nicht darüber gesprochen.«

Schweigen sank herab und schien das ganze Baumhaus auszufüllen.

Jorien räusperte sich. »Ich muss dir etwas zeigen.« Sie krepelte den Ärmel hoch und zeigte Jann stolz ihre Achselhöhle.

»Diese Narben – waren das ...?«

Sie nickte. »Bubonen. Ich lag wochenlang im Bett. Die Schmerzen kannst du dir nicht vorstellen.«

Jann starrte sie an. Folkmar musste davon gewusst haben, denn er hatte seine Tochter jedes Jahr ein- oder zweimal in Bremen besucht. Jann gegenüber hatte er nie erwähnt, dass Jorien krank gewesen war. Über solche Dinge sprach er nicht gern.

»Ich dachte, ich müsste sterben«, fuhr Jorien fort. »Aber irgendwann wurde ich plötzlich wieder gesund. Der Herr scheint noch Pläne mit mir zu haben.«

Jann war beeindruckt. Nur wenige Menschen, die an der Pestilenz erkrankt waren, hatten überlebt – in Warfstedde allenfalls einer von fünf. Er konnte spüren, dass der Sieg über die tückische Krankheit Jorien verändert hatte. Sie wirkte stärker als früher. Entschlossener, lebenshungriger.

»Gab es viele Kranke in Bremen?«

»Tausende. Die meisten sind gestorben, darunter drei meiner Schwestern.« Ihre gute Laune war Traurigkeit gewichen. Sie tat die restlichen Speisen in den Beutel. »Ich möchte zum Friedhof gehen. Kommst du mit?«

Der Gottesacker lag außerhalb des Dorfes, neben dem Karrenpfad. Ein wackliger Zaun umgab die Gräber, deren Zahl sich während der Seuche nahezu verdoppelt hatte. In der Nähe stand ein Holzturm,

an der Brüstung stützte sich ein Krieger auf seinen Speer und beobachtete die Heide. Zwar hatten es die Hylkena bisher nicht gewagt, Warfstede anzugreifen, doch Janns Vater wollte für alles gewappnet sein.

Sie waren die einzigen Menschen auf dem Friedhof. Aus dem Unkraut wuchs eine verwitterte Statue. Sie stellte den heiligen Magnus dar, er wachte über die Toten. Jorien ging zum Grab ihrer Mutter. Jann spürte, dass sie allein sein wollte, und wartete am Tor. Sie war nicht in Warfstede gewesen, als Etta krank geworden war, hatte nie von ihr Abschied nehmen können. Jann konnte sich kaum vorstellen, wie sie sich fühlte. Er hoffte, dass Jorien ihren Verlust beweinen konnte. So viele Menschen, die er kannte, waren dazu nicht fähig. Wilke und Here etwa, die bei Unicks Tod nichts als Hass empfunden hatten. Fühlten sie überhaupt noch etwas anderes? Oder Folkmar. Seit dem Tod seiner Frau sprach der Meister kaum noch. Aber weinte er um sie? Jann bezweifelte es.

Jorien blieb lange an Ettas Grab. Die blasse Sonne stand bereits hoch am Himmel, als sie zu Jann trat. Ihre Wangen waren feucht.

»Gehen wir.«

Auf dem Pfad hakte sie sich bei ihm unter. Jann lächelte sie an.

»Es ist gut, dass du wieder da bist.«

Kapitel fünf



Duvelslond

Die Bäuerin war fast noch ein Kind. Es musste sie enormen Mut gekostet haben, die Wasserburg zu betreten. Man hatte sie zu Alkes berühmtem Laboratorium im Ostturm geschickt, und nun stand sie da und beäugte nervös den Ofen, die bauchigen Kupferkessel und die anderen alchemistischen Gerätschaften.

Die Bewohner des Kirchspiels hielten Alke Rycken Hylkena für eine Hexe und begegneten ihr mit Verachtung. Manchmal aber blieb ihnen nichts anderes übrig, als sie aufzusuchen, und dann weidete sich Alke an ihrer Furcht.

Alke hatte der jungen Bäuerin den Rücken zugewandt. Sie zerstiess verschiedene Mineralien und Erze im Mörser und flüsterte dabei magische Formeln. Sie konnte spüren, dass ihre Besucherin am liebsten geflohen wäre. »Was willst du?«

»Den Trank holen, den Ihr mir brauen wolltet.« Die Stimme war kaum lauter als ein Piepsen.

Alke stellte sich dumm. »Wovon redest du?«

»Der Liebestrank.«

»Du brauchst keinen Liebestrank. Du bist viel zu jung. Die Männer werden dir noch früh genug nachstellen.«

»Ihr habt es versprochen.« War das ein Hauch von Trotz in der Stimme?

Alke nahm etwas Pulver aus dem Mörser und warf es mit einer plötzlichen Bewegung ins Torfffeuer. Fauchend schossen die Flammen hoch, züngelten blau wie Lapislazuli, grün wie Kupferpatina. Die Bäuerin zuckte zusammen.

»Ein Liebestrank ist ein mächtiger Zauber. Falsch verwendet, kann er gefährlich sein. Weißt du überhaupt, auf was du dich einlässt?«

Ein zögerndes Nicken. »Ich habe es mir gut überlegt.«

»Das glaube ich nicht. Du bist doch dumm wie Bohnenstroh.«

Die junge Frau kämpfte gegen die Tränen an. Alke verspürte einen Anflug von Mitleid mit ihr. Die Bäuerin versuchte nur, in einer von Männern beherrschten Welt zu bestehen und ihr Glück zu finden. So gesehen unterschieden sie sich nicht voneinander.

»Hast du das Geld?«

Umständlich löste die junge Frau den Beutel von der Kordel, die ihren schmutzigen Wollkittel zusammenhielt, und holte einige Silberpfennige hervor.

»Leg sie da auf den Tisch.« Alke schloss die mit Eisenbändern verstärkte Truhe auf und nahm eine kleine Phiole heraus. »Misch den Trank deinem Angebeteten ins Essen oder gieß ihn in sein Bier, am besten mittags, wenn die Sonne am höchsten steht. Niemand darf dich dabei sehen, hörst du?«

»Wird er wirken?«

»Ich habe Taubenblut und andere mächtige Zutaten hineingemischt und ihn in der Osternacht gebraut. Natürlich wird er wirken.«

»Habt Dank.« Die junge Bäuerin nahm die Phiole an sich und sah zu, dass sie fortkam.

Das Laboratorium war eine finstere Kammer, in der es immerzu nach Rauch, scharfen Kräuteressenzen und metallischen Substanzen stank. Alke ertrug die Enge nicht mehr. Sie stieg die ausgetretenen Stufen hinauf. Seit Tagen quälte sie eine innere Unruhe. Beim Essen und beim Gottesdienst konnte sie kaum stillsitzen, nachts hatte sie düstere Träume. So war es immer, wenn Enne in der Fremde weilte. Wann kehrte er endlich heim? Sechs Tage waren wahrlich genug für eine Handelsfahrt nach Esens.

Sie waren keine Zwillinge, Alke war zwei Jahre nach Enne Rycken zur Welt gekommen. Dennoch verknüpfte ein mächtiges Band ihre Seelen. Es war noch stärker geworden, seit die Seuche nach Friesland gekommen war und ihnen so viel genommen hatte.

Sie trat auf die Turmspitze. Der Wind pfiff um die Zinnen, am Mast flatterte das Banner mit dem Bären, dem Wappentier der Hylkena. Die Burg stand auf einer Warf, die quadratische Festung hatte Mauern aus verwitterten Backsteinen in unterschiedlichen Far-

ben. Einige waren feuerrot, andere orange, wieder andere dunkelbraun wie Torf oder violett wie der Abendhimmel. Alke liebte diese alten Wände – sie waren heimelig wie das Herdfeuer. Efeu rankte sich an ihnen empor und wuchs an manchen Stellen so dicht, dass die Gebäude beinahe darin verschwanden. Ein Wassergraben umgab die Burg, die man lediglich über eine gut bewachte Holzbrücke betreten konnte.

Das Heim der Familie Hylkena stand im Herzen von Duvelslond, einem Marktflücken, der von Bauern, Fischern, Handwerkern und Händlern bewohnt wurde. Im Südosten der Wasserburg lag der The, der zentrale Platz, auf dem Gericht und Markt gehalten wurden. Im Nordosten verlief der Deich. Er war Teil des Goldenen Rings, der ganz Friesland umgab und Mensch und Tier vor den Launen des Meeres schützte. Auf der Landseite erstreckten sich Gemüsegärten, Haferfelder und Viehweiden, auf der Tidenseite die Salzwiesen und dahinter das weite, weite Wattenmeer, ein Spiegelbild des grauen Himmels und ebenso zerfurcht wie die Wolkendecke. Noch herrschte Ebbe, doch bei Einbruch der Dunkelheit würde die See zurückkehren und alles überschwemmen.

Die Hylkena gehörten zu den reichsten Geschlechtern der Region. Neben ausgedehntem Land besaßen sie zwei Koggen, mit denen Enne in Friedenszeiten Kauffahrten zu den Handelsplätzen der Westsee unternahm. Die bauchigen Hochseeschiffe ankerten im Priel und schaukelten im Wasser wie gewaltige Seevögel, die träge den Tag verschliefen.

Alkes Blick wanderte nach Süden, folgte dem Pfad zum Heerweg, der sich durch die Felder schlängelte, kaum zu erkennen in der Ferne. Jeden Morgen und jeden Abend stand sie hier und suchte das Land nach ihrem Bruder ab. Da war nichts. Nur ein einsamer Bauer, der mit krummem Rücken einen Ackerschlitten zog. Das Pferd trottete hinterher. Warum hatte er es nicht vor den Schlitten gespannt?

Der Bauer näherte sich Duvelslond, überquerte den Bach, kam den Weg zum Dorfplatz herauf. Die Leute liefen zusammen. Alke hörte sie rufen, einer schwenkte die Arme. Sie runzelte die Stirn. Das Bündel auf dem Ackerschlitten – war das ein Mensch?

Ihr Herz schlug plötzlich ungeheuer schnell. Sie hastete die Treppe

hinunter und über den Hof, wo sie zwei Krieger zu sich rief, ehe sie die Burg verließ. Jenseits der Brücke kam ihr der Menschenpulk entgegen. Die Leute machten ihr Platz, sie stürzte zum Schlitten.

»Enne ... bei Gott!«

Er sah schrecklich aus. Verkrustetes Blut klebte an seiner Kleidung, an seinem Gesicht, seinen Händen, Unmengen davon, außerdem Gras und Sand und stinkender Schlamm. In einem Oberschenkel steckte ein Armbrustbolzen, und sein linker Arm ... Alke biss sich schmerzhaft auf die Lippe. Viel hatte nicht gefehlt, und er wäre ihm abgehackt worden.

»Hab ihn im Moor gefunden«, sagte der Kerl, der den Schlitten zog – eine schmutzige Kreatur, die geradewegs einem Sumpfloch entstieg zu sein schien. »Hab ihn, so schnell wie's ging, hergebracht. Das Biest wollte den Schlitten nicht ziehen, sonst wär's schneller gegangen. Das ist das Dumme an Schlachtrössern: gut für den Krieg, aber ansonsten zu nichts zu gebrauchen.«

Enne lag still da, die Augen geschlossen, die Rechte um das Schwert geklammert, beinahe wie das Relief auf einem Sargdeckel. Die Leute gafften, während Alke ihm den Puls fühlte. Er lebte, doch sein Herzschlag war kaum kräftiger als flatternde Schmetterlingsflügel.

»In die Burg mit ihm.«

Die Krieger zogen den Schlitten über die Brücke, die Kufen rumpelten über das verzogene Holz. Die Leute blieben am Wassergraben stehen und glotzten.

»Wer hat ihm das angetan?«, fragte Alke Ennes Retter.

»Hab ihn so gefunden. Ich war's nicht«, fügte der Mann rasch hinzu.

»Wo sind seine Krieger? Die Frachtwagen? Die Leute, die bei ihm waren?«

»Da war niemand.«

»Bringt ihn zur Halle«, befahl sie den Kriegern, die die neugierigen Diener wegscheuchten und Enne vorsichtig anhoben. Alke eilte zu ihrem Turm. Sie brauchte ein Skalpell, Verbandsmaterial, Arzneien gegen Schmerz, Fieber, Blutverlust.

»Ich will eine Belohnung.« Der schmutzige Mann ging ihr nach. Sie ließ ihn stehen und hastete die Treppe hinauf.

Enne roch Alke, bevor er sie sah. Der Geruch nach würzigen Kräutern, ätherischen Ölen und alchemistischen Substanzen, der ihr anhaftete, war unverkennbar. Blinzeln schaute er sich um. Er lag in seiner Kammer. Schwaches Licht zwängte sich durch das schmale Turmfenster. Es mochte früh am Morgen oder spät am Abend sein ... oder es war einfach einer jener friesischen Tage, an denen es kaum je richtig hell wurde. Eine Kerze flackerte in der Zugluft. Er konnte nur den Kopf bewegen. Sein erster Gedanke war, dass man ihn ans Lager gefesselt hatte. Dann begriff er, dass er unter einer dicken Schicht aus Wolldecken und Schaffellen lag. Sein linker Arm fühlte sich an, als hätte man ihn durch eine hölzerne und starre Nachbildung ersetzt.

»Es ist ein Wunder, dass du noch lebst.« Seine Schwester saß am Bett. Ihr Blick war strafend, als hätte er sich sein Elend selbst zuzuschreiben. Als wäre er nicht der Richter des Kirchspiels, sondern nur ein dummer Junge mit einem Talent für Verdruss und Scherereien.

Enne brachte keinen Ton heraus. Die Mandeln saßen ihm wie zwei fette Walnüsse im Rachen, ihm war heiß. Seltsamerweise tat ihm kaum etwas weh.

»Ich habe dir Mohnsaft gegeben. Du hast die ganze Burg zusammengeschrien, als ich deine Wunden versorgte«, erklärte Alke, als hätte sie seine Gedanken gelesen ... wozu sie möglicherweise wirklich imstande war. Sie hatte unheimliche Fähigkeiten. Aber das kümmerte ihn gerade wenig. Ihr Wissen über Heilkunst und Arzneien hatte ihm vermutlich das Leben gerettet.

Die Operation, die Schmerzen, sein Geschrei – nichts davon hatte er mitbekommen. Wie war er überhaupt zur Burg gekommen? Das Letzte, woran er sich erinnerte, war der Moorgeist, der ihn ermorden wollte.

»Was ist passiert, Bruder?«

Enne schluckte, befeuchtete seine Lippen. »Wilke«, krächzte er.

Alke starrte ihn an. »Die Osinga haben einen unserer Höfe niedergebrannt. Wusstest du das?«

Er konnte nicht antworten, konnte nicht einmal den Kopf schütteln. Sie verschonte ihn mit weiteren Fragen.

»Den Armbrustbolzen habe ich entfernt. Die Wunde ist tief, aber sie müsste heilen. Deine Schulter habe ich eingekugelt, sie ist so weit

in Ordnung. Um den Arm steht es nicht gut. Ich habe getan, was ich konnte, aber wahrscheinlich wird er steif bleiben und für den Rest deines Lebens schmerzen.«

Seine Schwester: das Feingefühl in Person. Warum tröstende Worte an einen Schwerverletzten vergeuden, wenn man ihn mit der brutalen Wahrheit demoralisieren konnte?

Sie ging zum Tisch. »Zu allem Überflus hast du dir draußen im Moor einen Katarrh geholt. Zwei schwere Verletzungen reichen meinem Bruder ja nicht.« Wieder dieser vorwurfsvolle Ton. »Daher die Decken: Du musst die üblen Säfte ausschwitzen, damit du zu Kräften kommst.«

Alke zermahlte Kräuter im Mörser und goss sie mit Wasser auf. Plötzlich klang ihre Stimme sanfter, beinahe zärtlich: »Trink, es wird dir guttun.« Vorsichtig setzte sie ihm die Schale an die Lippen. Der Kräutertrunk umspülte wohltuend die geschwollenen Mandeln und rann ihm kühl die Kehle hinab. »Noch etwas Mohnsaft? Die Schmerzen kommen gewiss bald zurück.«

Ohne seine Antwort abzuwarten, flößte sie ihm etwas von der süßen Flüssigkeit ein. Alke setzte sich ans Bett und redete, doch er bekam kaum etwas davon mit. Der Mohnsaft machte die Gedanken träge und den Körper schwer.

Wenig später schlief er ein und träumte von stinkendem Morast, der ihn schmatzend in die Tiefe zog, sosehr er auch dagegen ankämpfte.

Warfstede

Jann rammte das Schwert in die Erde. Here gab ihm die Lederflasche, er trank einen Schluck und ließ das restliche Wasser über sein erhitztes Haupt laufen.

»Schon müde?« Here grinste herausfordernd.

»Das hättest du wohl gern.« Jann warf den Trinkschlauch ins Gras und griff nach dem Schwert. Doch Here gönnte ihm eine Pause, sodass er Atem schöpfen konnte.

Sie standen auf der Wiese vor der Warf, Abbe und Jorien hock-

ten auf der Böschung und plauderten miteinander. Gelegentlich schaute Abbe neidvoll zu ihnen her. Er konnte nicht kämpfen wie seine Brüder und fühlte sich oft nutzlos, weil er nichts dazu beitragen konnte, um Unicke zu rächen. Dabei saß er jeden Tag viele Stunden über den Büchern, verhandelte mit den Hofleuten und mehrte den Wohlstand der Familie. Er wusste Dinge, die Jann in hundert Jahren nicht begreifen würde. Stolz machte ihn all das nicht. Jann hätte ihm gern geholfen, doch was konnte er schon tun? Alle aufmunternden Worte der Welt würden Abbe nicht von seiner Behinderung heilen.

Jann sah, dass sein Vater vor dem Steinhaus mit einigen Kriegern sprach. Wilke hatte die Wachen um das Dorf verstärkt und sandte jeden Tag Späher aus. »Was wird Vater wegen Enne unternehmen?«

»Zuerst einmal müssen wir rauskriegen, ob der Kerl noch lebt.«

»Wie wollt ihr das anstellen?«

»Indem du nach Duvelslond spazierst und Alke Rycken fragst.«

»Sehr witzig«, meinte Jann.

Unvermittelt griff Here an. Jann parierte den Speerstoß mit dem Schwert, wich zurück und hob den Schild auf. Hastig schob er den linken Arm durch die Lederschlaufen – gerade schnell genug, um den nächsten Angriff abzublocken. Mit beträchtlicher Wucht schrammte die Speerspitze über den eisernen Schildbuckel.

»Hey! Wie wär's mit einer Warnung?«

»Wenn die Hylkena dir im Moor auflauern, warnt dich auch keiner.«

Sie umkreisten einander, griffen abwechselnd an und versuchten, den jeweils anderen zu entwaffnen oder zu Fall zu bringen. An mindestens zwei Abenden in der Woche übten sich Jann und Here an den Waffen, wie es ihre Pflicht war. Die Friesen waren freie Menschen, sie mussten keinem Adligen, keinem Fürsten gehorchen und folgten allein dem Kaiser, der ihnen einst die Freiheit geschenkt hatte. Jeder friesische Mann musste imstande sein, dieses heilige Privileg zu verteidigen.

Here war ein Teufel mit dem Speer, seine Angriffe kamen schnell, kraftvoll, unberechenbar. Früher hatte Jann bei ihren Zweikämpfen nicht den Hauch einer Chance gehabt, in letzter Zeit aber schlug er sich recht gut. Er war stark gewachsen in den vergangenen zwei Jahren, und die harte Arbeit auf der Lastadie hatte seine Muskeln

schwellen lassen. Er wehrte einen Stoß ab, ließ seinen Halbbruder ins Leere laufen und trug seinerseits einen ungestümen Angriff vor, der Here zwang, sich mit dem Schild zu verteidigen. Here biss die Zähne zusammen, was den kantigen Kiefer hervortreten ließ. Es gab für ihn nichts Schlimmeres als zu verlieren.

Joriens Bewunderung spornte Jann an ... als er plötzlich bemerkte, dass ihre Blicke nicht ihm galten, sondern seinem Gegner. Verbissen schwang er das Schwert, die Klinge knallte auf Heres Schild, trieb den Älteren Schritt für Schritt zurück. Jann wollte seinen Halbbruder im Gras liegen sehen, besiegt und gedemütigt.

Here duckte sich blitzschnell, das Schwert piffte durch die Luft. Janns Deckung war offen. Er schaffte es nicht, rechtzeitig eine sichere Verteidigungsposition einzunehmen. Here rammte ihn mit dem Schild, und als er taumelte, trat sein Halbbruder ihm die Beine weg. Jann fiel auf den Rücken.

Here hielt ihm die Speerspitze an die Kehle und lachte ihn aus. »Du musst noch viel lernen, Brüderchen.«

Jann ignorierte die dargebotene Hand und stand auf. Wütend warf er den Schild weg. Sein Gesicht glühte. Er wagte es nicht, Jorien anzuschauen.

»Weißt du, was du falsch gemacht hast?«

»Du wirst es mir sicher gleich sagen«, schnappte er.

Der Sieg versetzte Here in eine gönnerhafte Laune. »Du hast nicht schlecht gekämpft«, lobte er, während sie zu den anderen gingen. »Der Angriff vorhin war gut – beinahe hättest du mich gehabt. Aber das danach war unnötig. Selbst Abbe hätte diesem Gefuchtel ausweichen können ...«

»Herzlichen Dank, Bruder«, meinte Abbe.

»Wenn du angreifst, tu es mit Bedacht«, fuhr Here fort. »Schnelligkeit und Präzision sind wichtiger als rohe Kraft. Aber das lernst du mit etwas Übung.«

Wenn ich gewonnen hätte, dachte Jann missmutig, würdest du nicht so freundlich daherreden.

Sie setzten sich auf die Böschung. Jorien schlenderte zum Fluss und reichte ihm die gefüllte Lederflasche. War das Mitleid in ihren Augen?

Bei Gott, was fand sie nur an Here? Gewiss, er sah männlich aus mit seinen breiten Schultern, den markanten Zügen und dem kecken Kinnbart. Aber gefiele er ihr immer noch, wenn sie wüsste, was Here an der alten Mühle getan hatte? Jann spülte sich den Mund und spuckte das Wasser aus.

Schweigend saßen sie da, betrachteten den Abendhimmel und das geruhsame Treiben im Dorf. Here holte einen Wetzstein hervor und zog ihn über die Speerspitze. Was seine Waffen betraf, war er überaus penibel.

»Bald ist Georgi«, sagte Abbe versonnen.

Jorien setzte sich zwischen ihn und Jann. »Ich freue mich schon auf die Reiterprozession.«

»Es wird keine Reiterprozession geben«, meinte Here.

»Wieso nicht?«

»Unicke hat die Prozession immer angeführt«, erklärte Jann. »Deshalb hat Vater beschlossen, dass wir dieses Jahr keine machen. Es wird nur einen Gottesdienst geben, bei dem Onkel Ippe die Pferde segnet.«

»Schade«, sagte Jorien, und Abbe nickte.

»Ich finde das auch nicht gut. Wir hätten Unicke auf diese Weise gedenken können.«

»Es ist entschieden«, sagte Here schroff.

Abbe beachtete ihn nicht. »Wisst ihr noch, letztes Jahr? Ich sehe es vor mir, als wäre es gestern gewesen. Da vorne ritt Unicke entlang. Er trug sein bestes Gewand und einen glänzenden Helm und hat den Leuten lachend zugewunken. Er sah aus wie der heilige Georg.«

Jann lächelte bei der Erinnerung, die Abbes Worte heraufbeschworen.

»Oh ja, natürlich.« Der Wetzstein verursachte ein unangenehmes Geräusch, als Here ihn mit ruckartigen Bewegungen über die Klinge zog. »An seinen Stiefeln klebte noch das Blut des Drachen, den er am Morgen erschlagen hatte.«

»Mach dich darüber nicht lustig«, sagte Jann. »Er sah wirklich gut aus bei der Reiterprozession. Ganz Warfstede hat ihn bewundert.«

»Vermisst du Unicke nicht auch?«, fragte Abbe.

»Natürlich vermisse ich ihn«, antwortete Here. »Ich riskiere jede

Woche mein Leben, um ihn zu rächen, verdammt noch mal! Aber Unicke hier, Unicke da – es gibt ja nichts anderes mehr.«

»So oft reden wir auch nicht über ihn«, erwiderte Jann. »Vater und du, ihr habt es doch den ganzen Tag nur von Enne.«

»Ich will damit nur sagen, dass Unicke uns damals Hoffnung gegeben hat«, erklärte Abbe. »Und Hoffnung hatte Warfstede bitter nötig nach der Seuche.«

»Ihr stellt ihn auf ein Podest«, sagte Here.

»Mag sein. Aber wenigstens hat er Jann und mich immer in Schutz genommen, wenn Vater wieder eine seiner Launen hatte – was man von anderen nicht behaupten kann.«

Here stand ruckartig auf, in der Hand den Speer. »Oh ja, unser Bruder war so edel. Ihr hättet ihn in Rungholt erleben sollen. Wie er sich da aufgeführt hat!«

Jann runzelte die Stirn. »Was meinst du?«

Der Ältere gab keine Antwort. Ohne ein weiteres Wort stiefelte Here davon.

»Was ist denn auf einmal in den gefahren?«, fragte Jorien.

»Vielleicht der heilige Georg, weswegen er nun ganz dringend einen Drachen erschlagen muss«, meinte Abbe.

Jann lachte am lautesten. Er hatte es vermisst, mit Abbe und Jorien zu lästern. Endlich waren sie wieder vereint.

»Ich muss los, das Essen vorbereiten.« Jorien stand auf. »Vater kommt bestimmt bald von der Arbeit.«

»Wir haben auch noch etwas zu tun, nicht wahr?«, sagte Jann.

»Es lässt sich leider nicht länger aufschieben«, seufzte Abbe.

Sie verabschiedeten sich von Jorien und gingen zum Steinhaus. Jann ließ Abbe zuerst die Leiter erklimmen. Er respektierte dessen Wunsch, Schwierigkeiten zunächst allein anzugehen, und half ihm daher nur, wenn Abbe ihn ausdrücklich darum bat.

Sie fanden ihren Vater in der Halle, wo er breitbeinig auf der Bank saß und an einem Hähnchenschlegel nagte. In den vergangenen Tagen waren sie Wilke aus dem Weg gegangen, denn er war unausstehlich gewesen. Heute schien seine Laune geringfügig besser zu sein.

»Wir müssen etwas bereden«, sprach Abbe ihn an.

Wilke machte eine einladende Geste, und sie setzten sich zu ihm.

»Es geht um den Deich«, begann Jann. »Der Winter hat einige Schäden angerichtet. An ein paar Stellen ist die Grasnarbe ziemlich dünn geworden. Wenn sie verschwindet, wird die Brandung die Kleischicht angreifen und den Damm unterspülen.«

»Ich habe es gesehen.« Wilke konnte nicht leise sprechen. Selbst bei einem gewöhnlichen Gespräch dröhnte seine Stimme wie Donnerrollen. »Viele Stellen sind es nicht.«

»Ich bin den Deich gestern bis zu den Grenzen des Kirchspiels abgeritten. Da kommt einiges zusammen«, widersprach Jann.

Bratfett tropfte Wilke in den Bart. »Ich schicke morgen jemanden hin«, sagte er kauend.

»Das wird nicht ausreichen. Das ist eine Arbeit für zwanzig Mann, und sie dauert mindestens eine Woche, wenn sie richtig gemacht werden soll.«

»Wo soll ich die Leute dafür hernehmen? Wenn ich sie von den Feldern hole, haben wir im Herbst nichts zu beißen.«

»Dann müssen wir die Deichpflege eben anders regeln«, wandte Abbe ein. »Könnten das nicht die Söldner übernehmen? Die meiste Zeit stehen sie nur irgendwo herum.«

»Weil sie Wache halten. Willst du, dass uns die Hylkena überraschen, während wir beim Essen sitzen?«

»Ein Deichbruch wäre noch schlimmer als ein Angriff.« Jann spürte augenblicklich, dass er den Bogen überspannt hatte.

»Ich habe gesagt, dass ich mich darum kümmere«, erwiderte sein Vater gereizt. »Jetzt genug davon.«

»Wir haben getan, was wir konnten«, sagte Abbe nach dem Essen. Wilke hatte sich in seine Kammer zurückgezogen, und Here ließ sich nirgendwo blicken.

»Gute Absichten allein werden uns nicht vor der nächsten Sturmflut schützen.« Jann wischte die Brotkrumen von seinem Rock.

»Du siehst das zu schwarz. Der Deich ist stark. Er wird schon noch ein paar Jahre halten.«

»Wahrscheinlich.« Jann hatte keine Lust mehr, über Dinge nachzugrübeln, die er nicht ändern konnte. »Lass uns etwas spielen.«

Wenig später bestückten sie das Wurfzabel-Brett mit den Spielsteinen und begannen zu würfeln. Wie üblich verlor Jann. Abbe war

nicht nur ein gewiefter Spieler, er hatte obendrein unverschämtes Glück.

»Wir sollten um Geld spielen.« Er rieb sich grinsend die Hände.
»Du hättest mich längst reich gemacht.«

Während sie ein neues Spiel vorbereiteten, tauchte Here auf und setzte sich derart schwungvoll an den Tisch, dass die Steine verrutschten.

»Kannst du nicht aufpassen?«, murrte Jann.

Here war bester Stimmung und hob den Saum seines Gewandes. Er trug nagelneue Stiefel. »Ein Händler aus Oldenburg ist gerade ins Dorf gekommen, er hat sie mir zu einem guten Preis verkauft. Feines Hundsleder. Na, wer sieht jetzt aus wie der heilige Georg?«, prahlte er.

Jann und Abbe wechselten einen Blick. Here war überaus eitel und gab viel Geld für schöne Kleider aus. Doch Jann verkniff sich eine spöttische Bemerkung. Er genoss den ruhigen Abend und wollte ihn sich nicht mit neuem Streit verderben.

»Morgen bringe ich sie zum Schuhmacher und lasse das Familienwappen einkerben«, erklärte Here.

»Willst du mitspielen?«, fragte Abbe.

»Da sag ich nicht Nein. Wer will gegen mich antreten?«

Jann ließ Abbe den Vortritt. Seine Halbbrüder lieferten sich ein hartes Duell, das der Ältere knapp für sich entschied.

»Heute ist wohl mein Glückstag«, feixte Here.

Im Gegensatz zu Jann hatte er nicht bemerkt, dass Abbe ihn hatte gewinnen lassen.

Jann erwachte beim ersten Hahnenschrei. Nachdem er das Siel überprüft hatte, ging er zur Lastadie, wo bereits gearbeitet wurde. Folkmar winkte ihn zu sich.

»Kannst du für mich die Eisenteile abholen?« Zurzeit war der Meister recht gesprächig für seine Verhältnisse. Dass Jorien wieder zu Hause war, tat ihm sichtlich gut.

»Gewiss.« Jann holte den Handkarren aus dem Schuppen und machte sich auf den Weg.

In Warfstede gab es mehrere Handwerker, die Folkmar zuarbeiteten: etwa der Reepschläger und der Segelmacher sowie der Schmied,

der für den Meister Nägel und Ruderbeschläge herstellte. Jann gab dem Mann einen Beutel mit Silber und lud alles in den Karren. Es war ein trüber Morgen. Die Wolken verschmolzen zu einer grauen Masse, die schwer über dem Land lastete. Der nächtliche Regen hatte die Wege aufgeweicht. Eben kämpfte sich eine Bäuerin über den Dorfplatz, einen Huckelkorb voller Torf geschultert, und schimpfte, als ihre nackten Füße bis zu den Knöcheln im Schlamm einsanken.

Auch Jann hatte seine liebe Not, den schweren Karren zu schieben. Das einzelne Holzrad war bald derart von Matsch verklebt, dass es sich kaum noch drehte. Es war, als würde man einen Hakenpflug den Pfad entlangschieben. Als er endlich zur Lastadie kam, sah er, dass Folkmar Besuch hatte. Ein grauhaariger und spitzbärtiger Mann in einem eleganten grünen Rock hielt ein Pferd am Zügel. Es war Zunftmeister Onneke Fossen, der oberste Schiffszimmermann von Harlingerland.

»Wegen Georgi verschieben wir das nächste Zunfttreffen«, erklärte er gerade. »Stattdessen tagen wir am letzten Samstag im April. Es gibt einiges zu bereden.«

»Ich werde kommen.« Folkmar erblickte Jann. »Tu die Eisenteile in den Schuppen.«

Zwischen Onnekes Augenbrauen erschien eine Falte. »Wieso lässt du diesen Kerl immer noch für dich arbeiten? Du weißt doch, dass wir keine Bastarde in der Zunft dulden. Ein Lehrknecht muss ehelich geboren und von einwandfreiem Leumund sein.«

»Das ist doch längst geklärt«, brummte Folkmar. »Jann ist nur ein Tagelöhner.«

»Ich habe den Eindruck, dass er sehr viel mehr tun darf als ein Tagelöhner. Hilft er nicht auch beim Aufplanken und bei anderen Arbeiten, die eine geschulte Hand erfordern?«

»Und wenn schon. Solange ich ihn nicht zum Gesellen ernenne und ihn nicht wie einen bezahle, verstößt das nicht gegen die Zunftordnung.«

Die Furche zwischen Onnekes Brauen vertiefte sich. »Zwingt dich der alte Osinga, ihn zu beschäftigen?«

»Wilke hat nichts damit zu tun. Jann darf hier arbeiten, weil er anpacken kann und bei meinen Leuten beliebt ist.«

»Nun, es ist deine Sache«, meinte Onneke, obwohl sein Tonfall etwas anderes sagte. »Aber beklag dich nicht, wenn es in der Zunft Gerede gibt.«

Die beiden Männer schüttelten einander die Hand. Der Zunftmeister stieg in den Sattel und ritt davon.

Jann hatte währenddessen die Eisenteile im Brettverschluss verstaut. Folkmar hatte von Anfang an klargestellt, dass es ihm nicht möglich sein würde, ihn in die Lehre zu nehmen. Die Enttäuschung darüber hatte Jann nie verwunden. Er liebte es, Schiffe zu bauen, und was das handwerkliche Geschick betraf, konnte er es mit jedem ausgebildeten Zimmermann aufnehmen. Doch weil die Zunft es für gerecht hielt, ihn für die Verfehlung seines Vaters zu bestrafen, würde er niemals zum Gesellen aufsteigen, niemals den Meistertitel erwerben, niemals eine eigene Werkstatt führen.

Herzlichen Dank, Onneke, dass du mich daran erinnert hast. Mit zusammengekniffenen Lippen schob er den Karren aus dem Schuppen.

Folkmar blickte ihn mitfühlend an. »Kümmere dich nicht um Onneke Fossen. Wir beide wissen, was du wert bist.« Der Meister klopfte ihm auf die Schulter. »Komm an Deck. Du wirst gebraucht.«

In den letzten Tagen hatten sie das Bratspill eingebaut und mit dem Achterkastell angefangen. Soeben setzten die Gesellen die tragenden Balken. Munter begrüßten sie Jann, als er über die Reling kletterte. Folkmars Leute scherten sich nicht darum, dass er Wilke Tammens Bastard war. Geschick und Arbeitseifer zählten auf der Lastadie mehr als Herkunft und Stand.

Jann half einem Zimmermann, einen Balken über das Deck zu tragen. Mit vereinten Kräften befestigten sie das schwere Holz an einem Spant, indem sie Nägel aus Kiefernholz einschlugen, während Folkmar das Schnurlot hielt. Als der Balken senkrecht saß, nahmen sie sich den nächsten vor. Der harzige Duft des frisch geschnittenen Holzes und die Arbeit mit Hammer, Beitel und Senkblei nahmen Jann derart gefangen, dass er gar nicht merkte, wie die Stunden verstrichen.

Seinen Ärger auf Onneke hatte er längst vergessen.

»Gib mir etwas gegen die Hitze im Kopf«, krächzte Enne.

»Ich verstehe nichts von Arzneien«, sagte der Diener.

»Ich glaube, es ist in der kleinen Flasche da.«

Auf dem Tisch standen zwei Phiolen. Der Diener nahm in jede Hand eine und blickte Enne ratlos an. »Ich frage besser die Herrin.«

Als er ging, griff Enne nach dem Krug und trank einige Schlucke Wasser. Er hatte tagelang nur geschlafen – der Mohlsaft betäubte ihn gründlicher als ein Keulenhieb auf den Schädel. Die lange Ruhe hatte jedoch kaum etwas bewirkt. Zwar konnte er wieder sprechen, doch sein Rachen war nach wie vor wund, und bei jedem Atemzug rasselte es in seiner Brust. Er fühlte sich sterbenselend.

Selbst der gesunde Arm war derart schwach, dass er den Krug nicht lange halten konnte. Enne sank zurück in die Kissen. Als er erschöpft die Augen schloss, kroch sogleich die Schläfrigkeit heran und spann seinen Geist mit nebligen Fäden ein. Undeutlich hörte er Schritte. Er öffnete die Lider einen Spalt und sah einen Schemen am Bett stehen. Gewiss der Diener, der ihm seine Arznei brachte.

»Trink das.« Seine Schwester. Nun, wenn man nicht richtig hinsah, konnte man Alke durchaus für einen dünnen Burschen halten. Ihr schwarzes Haar war viel zu kurz, und ihr magerer Leib hatte nichts Weibliches an sich. Enne setzte sich auf und trank aus der Phiolen, die sie ihm an die Lippen hielt. Der Saft schmeckte ekelregend intensiv nach Holunder, Thymian und anderen Heilpflanzen. Er spülte den Kräutergeschmack mit Wasser hinunter.

»Wie geht es dir?«, fragte Alke.

»Wie halb verdaut, ausgespuckt und untergepflügt.«

Sie hatte ihm eine Schüssel mit Grütze mitgebracht.

»Ich habe keinen Hunger.«

»Du musst essen, wenn du gesund werden willst.« Auffordernd hielt sie ihm den Löffel mit dem Grützeklumpen vors Gesicht.

Er lag hilflos im Bett und musste sich von seiner Schwester füttern lassen wie ein sabbernder Greis. »Ich kann allein essen«, protestierte er.

Sie ließ ihm seinen Willen. Es war schwieriger als gedacht, Grütze

zu löffeln, wenn man nur eine einsatzfähige Hand hatte und sich kaum bewegen konnte. Enne hätte beinahe die Schüssel durch den Raum geworfen. Frustriert gab er auf. Alke nahm ihm den Löffel aus der Hand und war erst zufrieden, als er den ganzen Brei gegessen hatte. Er hätte es nie zugegeben, doch anschließend fühlte er sich tatsächlich kräftiger.

»Erzähl mir alles. Von Anfang an«, forderte Alke ihn auf.

In knappen Worten berichtete er von dem Hinterhalt bei der Windmühle, von seinem Kampf gegen Wilke Tammen, seiner Flucht, der Begegnung mit dem Moorgeist.

»Kein Geist. Ein Torfstecher, der dich gefunden hat. Du schuldest ihm dein Leben.«

»Hat er mich hergebracht?«

»Dich und dein Pferd.«

»Mein Schwert!« Enne versuchte zu erkennen, ob es irgendwo lag.

»Keine Sorge.« Alkes Stimme klang spöttisch. »Dein geliebtes Schwert hat er auch zurückgebracht. Und deine Geldkatze.«

»Wir sollten ihn belohnen.«

»Er hat einen Gulden bekommen und ihn sogleich ins Hurenhaus getragen.«

Enne musste Wasser trinken, bevor er weitersprechen konnte. »Ist einer von meinen Leuten heimgekehrt? Der Vikar? Ihmel Campen und sein Weib?«

»Niemand«, sagte seine Schwester.

Er ballte die Rechte so fest zur Faust, dass sich die Fingernägel ins Fleisch gruben.

»Die Osinga werden dafür bezahlen. Aber zuerst musst du gesund werden.« Alke trat zum Tisch und öffnete eine Phiole.

»Bitte keinen Mohnsaft mehr.«

»Du brauchst etwas gegen die Schmerzen, sonst kannst du nicht schlafen. Und schlafen musst du.«

Enne ließ es geschehen, dass sie ihm erneut den klebrig-süßen Trunk einflößte. »Was ist mit dem Bauernhof, den sie zerstört haben?«

»Es ist nichts mehr übrig. Was nicht verbrannt ist, haben die Osinga geraubt.«

»Die Bewohner?«

»Haben im Dorf Zuflucht gesucht. Wir werden sie durchfüttern müssen, bis der Hof wiederaufgebaut ist.«

Der Mohn wirkte rasch. Alke blieb bei ihm sitzen, während sein Geist davontrudelte wie Treibgut im anschwellenden Meer.

Kapitel sechs



Warfstede

Der Todgeweihte trat erhobenen Hauptes auf den Dorfplatz, als die Krieger ihn aus der Hütte holten. Für Jann sah der magere Schäfer nicht aus wie ein Mann, der wusste, dass er die nächste Flut nicht mehr erleben würde.

»Was wirft man ihm vor?«, fragte Jorien. Sie hockten vor der Kirche. Von hier oben hatten sie einen guten Blick auf das Geschehen.

»Er hat im Streit einen Mann totgeschlagen, und ein halbes Dutzend Leute haben es gesehen«, antwortete Jann.

Am letzten Freitag vor Himmelfahrt hielt die Familie Osinga Gericht. Auf dem The hatten sich nicht nur die Bewohner von Warfstede versammelt – aus dem ganzen Kirchspiel waren Familien gekommen. Die Menschen bildeten eine Gasse für den Mörder, brüllten Schmähungen und bewarfen ihn mit Unrat. Seine Miene war wie aus Stein gehauen, als man ihn zum Tisch führte, an dem Janns Vater saß. Wilke war der Redjeve zu Warfstede, der Richter des Kirchspiels. Sein Wort war Gesetz. Bei ihm saßen Here, der das Richteramt einmal erben würde, sowie Ippe und Abbe, vor denen eine Bibel und ein ledergebundenes Gesetzbuch lagen. Da nur sie das Harlinger Landrecht und die Kürten der Sieben Seelande lesen konnten, fiel ihnen die Aufgabe zu, Wilke zu beraten. Neben dem Tisch stand der Henker der Landsgemeinde, der im Morgengrauen aus Esens angereist war. Er verbarg sein Gesicht hinter einer schwarzen Maske.

Das Gericht tagte seit dem frühen Morgen. Janns Vater hatte Zwist unter den Geestleuten geschlichtet, einen verworrenen Erbstreit geklärt und ein halbes Dutzend kleinerer Vergehen geahndet. Das Volk langweilte sich. Es wollte Blut sehen. Wegen der Unruhe auf dem

Dorfplatz verstand Jann kaum ein Wort, als Wilke den Schäfer ver-
hörte. Abbe schrieb eifrig Protokoll.

Jorien beobachtete die Menschenmenge. »Warfstede hat sich ganz
schön verändert. Manchmal erkenne ich es kaum wieder.«

»Es wird ein Menschenleben dauern, bis wir uns von der Seuche
erholt haben«, sagte Jann. »Und die Fehde hilft nicht gerade dabei.«

»Das meine ich nicht. Schau Wilke an. Er herrscht über das Kirch-
spiel wie ein Graf. Mit welchem Recht? Die anderen Leute auf dem
Platz sind genauso freie Friesen wie er.«

»Nun, es kann eben nur einer der Richter sein.«

»Weißt du, was Vater mir erzählt hat? Als sein Vater jung war,
wurde der Redjeve von allen freien Männern des Kirchspiels *ge-
wählt*. Das Richteramt war früher nicht erblich. Aber eines Tages hat
ein Osinga es für sich und seine Nachkommen beansprucht und die
Wahlen abgeschafft – einfach weil er die Macht dazu hatte.«

»Die Hylkena und andere reiche Sippen haben das auch getan. Es
gibt kaum noch Kirchspiele, wo die Richter gewählt werden.«

»Nur weil alle es tun, ist es noch lange nicht richtig.«

Auch Jann missfiel das Machtstreben der führenden Geschlech-
ter... und doch hatte er das Bedürfnis, seine Familie zu verteidigen.
»Meine Vorfahren haben den Deich und den Hafen angelegt, wovon
alle profitieren. Da ist es nur recht und billig, dass wir auch den Rich-
ter stellen, oder?«

»Ich bestreite ja nicht, dass die Osinga viel für das Kirchspiel getan
haben. Meinetwegen könnt ihr das Richteramt auch gerne behalten.
Aber das ist ja lange nicht alles. Als ich damals fortging, gab es viel-
leicht ein Dutzend Familien, die deinem Vater gehorchen mussten.
Wie viele sind es inzwischen?«

»Sehr viel mehr«, musste Jann zugeben.

»Allein in Warfstede fast jeder zweite Mann, sagt Vater. Wir Frie-
sen bilden uns viel auf unsere Freiheit ein, aber in Wahrheit ist es da-
mit nicht mehr weit her.«

»Na ja, frei sind sie noch immer. Sie dürfen Land besitzen, eine
Waffe tragen und bei der Versammlung der Landsgemeinde sprechen.«

»Wie frei kann jemand sein, wenn er in Fehden kämpfen muss, die
ihn nicht das Geringste angehen?«, erwiderte Jorien.

Jann schüttelte lachend den Kopf. »Ich weiß nicht, wie du es gemacht hast, aber jetzt sitze ich auf einmal hier und nehme Wilke in Schutz. Ausgerechnet ich! Es reicht. Ich will nicht mehr.«

»Du gibst mir also recht?« Jorien grinste ihn an.

»Ja, bei Gott! Du hast in Bremen zu viele Bücher gelesen. Ich mochte dich lieber, als du noch nicht so klug warst.«

Sie knuffte ihn in die Seite. »Man kann nie zu viele Bücher lesen. Du solltest es auch mal versuchen...«

Sie blickten zum Dorfplatz, auf dem es soeben still wurde. Wilke schickte mehrere Männer weg, die er befragt hatte. Gespannt lauschte die Menge seinen Worten.

»Alle Zeugen bestätigen, dass du deinen Nachbarn im Zorn getötet hast«, dröhnte seine Stimme. »Als sie Zeter und Mordio schrien, bist du ins Moor geflohen und hast dich dort versteckt, bis man dich drei Tage später fand. So handelt nur ein schuldiger Mörder. Erleichtere dein Gewissen und gesteh.«

Reglos stand der Schäfer da, er zeigte noch immer keine Furcht. »Ich habe es getan«, sagte er. »Tette Sibeken war betrunken und schmährte mein Weib. Ich geriet in Wut und erschlug ihn mit der Hacke. Möge der Herr mir vergeben.«

Die Menge raunte empört. Es klang wie die anschwellende Brandung. Als Wilke die Hand hob, verstummten die Leute.

»Hört mein Urteil. An Tettes Familie wirst du zur Wiedergutmachung ein Blutgeld von siebenundzwanzig Mark Silber bezahlen. An das Gericht eine Buße von fünfundvierzig Mark, weil du auf schändliche Weise den Frieden gestört und Gott erzürnt hast. Kannst du diese Summe aufbringen?«

»Ich bin ein armer Mann – ich kann weder das Blutgeld noch die Sühne zahlen«, erklärte der Schäfer, und nun zitterte seine Stimme.

»Dann musst du dein Verbrechen mit dem Leben büßen – so will es das Gesetz«, verkündete Wilke. »Draußen vor dem Dorf sollst du hängen.«

Das Volk brach in Jubelgeschrei aus. Der Henker führte den Schäfer ab. Die Menge folgte ihnen wie ein fressgieriger Schwarm. Wilke schritt mit dem Richterstab in der Hand vorneher. Ippe hatte sich die Bibel unter den Arm geklemmt und ging ihm mit krummem Rücken

nach. Here, der den ganzen Morgen gelangweilt dreingeschaut hatte, konnte es plötzlich kaum erwarten, zum Galgen zu kommen – Jann sah ihn wölfisch grinsen, ehe er im Gewühl verschwand. Abbe blieb am längsten sitzen. Fahrig hantierte er mit Pergament, Gesetzbuch und Gänsekiel. Er hasste es, einen Menschen sterben zu sehen, und das grölende Volk dabei hasste er noch mehr.

Auch Jann hatte keine Freude an dem grausigen Spektakel. »Lass uns gehen.«

Schweigend stiegen sie die Warf hinab.

»Baumhaus?«, fragte Jorien am Fluss.

Er lächelte. »Baumhaus.«

Wilkes Stimme dröhnte undeutlich vom Galgen heran, als sie die Holzbrücke überquerten. Sie blickten sich nicht um. Über dem See kreisten die Möwen und krächzten einen Spottgesang auf die Geschäfte der Menschen.

Duvelslond

Sogar auf der von dicken Mauern umgebenen Treppe hörte Enne das Gebrüll. Es klang, als wäre unter den Fundamenten der Burg ein Ungeheuer gefangen. Er konnte es kaum erwarten, die Bestie zu sehen.

Schritt für Schritt kämpfte er sich die Stufen hinab und stützte sich dabei auf einen Diener. Alkes Arzneien hatten den Katarrh besiegt, aber er war noch immer schwach. Das Bein verheilte gut, von seinem Arm ließ sich leider nicht dasselbe sagen. Enne konnte ihn nach wie vor kaum bewegen und hatte ständig Schmerzen, die wie grelle Blitze vom Ellbogen bis zur Schulter und hinunter zum Handgelenk zuckten. Alkes Trünke vermochten die Pein allenfalls zu lindern. Sie glaubte, es werde noch Monate dauern, bis er genesen sein würde.

Monate. Allein beim Gedanken an einen weiteren Tag in der düsteren Turmkammer wollte er sich die Pulsadern öffnen.

Er musste mehrere Pausen einlegen und brauchte ewig für die Treppe. Als er ins Freie trat, blendete ihn die Sonne. Während er das Bett gehütet hatte, war der Frühling nach Friesland gekommen. Dem

Efeu konnte man förmlich beim Wachsen zusehen: kraftstrotzende Ranken wucherten an den Mauern empor, umschlangen Simse und Fenstergitter. Die Wiesen um die Burg dufteten frisch. Enne schloss die Augen und genoss die milde Wärme auf dem Gesicht. Sogleich erwachten seine Lebensgeister ... und leider auch der Schmerz in dem geschundenen Arm. Er sog scharf die Luft ein.

»Wollt Ihr Euch setzen?«

»Du kannst gehen. Den Rest schaffe ich allein.« Niemand sollte sehen, wie schwach er war. Auf die Krücke gestützt, schlurfte er über den Hof.

Zwei Dutzend Burgbewohner umlagerten das fahrende Volk, das nach Duvelslond gekommen war, um die Leute mit Musik und Späßen zu unterhalten. Morgen würde das Kirchspiel Christi Himmelfahrt feiern, betrunkene Bauern und Torfstecher waren stets ein dankbares Publikum für Jongleure, Feuerspucker und Possenreißer. Eben stolzierte ein dürrer Kerl auf der Regenzisterne herum, verkleidet als der Erzbischof von Bremen. Er hielt eine absurde Predigt und präsentierte der johlenden Menge bei jedem gebrüllten »Amen!« den nackten Hintern.

Enne machte sich nichts aus Gaukelspiel und Schabernack. Er hinkte zum Käfigwagen, in dem der Tanzbär gehalten wurde. Mehrere Kinder bewarfen das Tier mit Steinen, es brüllte markerschütternd und warf sich gegen das Gitter, dass der Karren schwankte.

»Weg da«, sagte Enne, und die Kinder trollten sich.

Es dauerte eine Weile, bis sich die gefangene Bestie beruhigte. Knurrend schlich das Tier in dem engen Käfig umher, ehe es die Tatzen auf die Eisenstäbe legte und die mit einem rostigen Nasenring versehene Schnauze durch das Gitter schob. Der Bär stank nach Urin und verwesendem Fleisch. Im Fell klebte getrocknetes Blut.

Das letzte Mal hatte Enne einen lebenden Bären als kleiner Junge gesehen. Im waldarmen Friesland gab es dieses Tier schon lange nicht mehr. Seine pure Kraft und rohe Wildheit faszinierten ihn. Hätte sich der Bär aufrichten können, dann wäre er eine ganze Elle größer als Enne gewesen. Gewiss war er so stark wie drei seiner besten Krieger. *Gott hätte dich zum Herrn über die Erde bestimmen sollen, nicht den Menschen.*

Ein Mann in bunten Flickenkleidern trat zu ihm, seine Schellenkappe klirrte bei jedem Schritt. »Fürchtet Euch nicht.« Der Gaukler grinste und entblößte dabei schlechte Zähne. »Ich habe der Bestie mit Peitsche und glühendem Eisen jegliche Bosheit ausgetrieben. Sie gehorcht mir aufs Wort.«

»Ich fürchte mich nicht.« Der Bär erwiderte Ennes Blick, starrte ihn an.

»Ihr seht aus, als hättet Ihr Schmerzen. Ein Reitunfall? Eine Kriegswunde?« Als Enne nicht antwortete, meinte der Gaukler: »Für einen Pfennig lasse ich den Bären tanzen. Das wird Euch aufheitern. Wenn ich die Trommel schlage, tapst er im Kreis, es ist drollig anzuschauen.«

»Er sollte nicht tanzen«, sagte Enne. »Er sollte den Käfig zerschmettern und dir die Kehle herausreißen.«

»Das wird er nicht tun, Herr. Ganz gewiss nicht. Ich bin sein Herr und Meister, er fürchtet mich mehr als den Tod. Seht her!«

Die Schellen klirrten, als der Gaukler die Peitsche vom Gürtel löste. Etwas an dem Kerl weckte in Enne das Verlangen, ihn mit seiner eigenen Kappe zu erwürgen. Als der Bärenführer mit der Peitsche ausholen wollte, hielt Enne ihn mit der Krücke zurück. Er lächelte dünn.

»Möchtest du einen Becher Wein, mein Freund?«

»Hast du eine Verletzung am Kopf, die ich übersehen habe?«, fragte Alke. »Hat dir der Mohnsaft womöglich den Verstand vernebelt?«

»Rede verdammt noch mal leiser«, knurrte Enne. »Die halbe Burg hört uns zu.«

»Du hast gerade einen ganzen Bauernhof und eine Wagenladung Waffen verloren.« Sie dachte nicht daran, die Stimme zu senken. »Wir müssen das Geld zusammenhalten. Aber was machst du? Kaufst einen Bären!«

»Es ist unser Wappentier. Ein lebender Bär in der Burg wird unseren Ruhm mehren. Unsere Feinde werden uns fürchten.«

»Man wird über dich lachen.«

»Du verstehst das nicht.«

»Gib den Bären zurück.«

»Der Bär bleibt«, sagte Enne.

Alke warf die Hände in die Luft und rauschte davon. Die Diener brachten sich eilig in Sicherheit. Enne mahlte mit den Zähnen. Nun, er hatte nicht erwartet, dass seine Schwester ihn verstehen würde. Er konnte selbst kaum erklären, warum er den Bären unbedingt hatte haben wollen.

Das Tier erkundete schnüffelnd die leere Regenzisterne, sein neues Gehege. Enne fühlte sich auf seltsame Weise mit der Bestie verbunden und glaubte zu spüren, wie sie sich fühlte: verwirrt und ängstlich, aber auch erleichtert, nicht mehr in dem engen Käfig eingepfercht zu sein. Er warf einen Brocken Hammelfleisch in die Grube. »Wir werden dich aufpäppeln«, murmelte er. »Keine Peitsche und keine Tänze mehr.«

Mächtige Muskeln bewegten sich unter dem Fell, als der Bär zu dem Fleischstück schlich und die Reißzähne hineinschlug. Enne lächelte und strich mit den Fingerkuppen über seinen steifen Arm. Bald schon, bald würde sich sein neuer Freund an Wilke und dessen Brut satt fressen.

Warfstede

»Ich frage mich, was da drin war.« Abbe wies auf den Käfigwagen, der neben den Zelten auf der Wiese stand. Die Gaukler, die am Nachmittag aufgetaucht waren, kochten Suppe über dem Feuer und scherten sich nicht um die gaffenden Dörfler.

»Sicher ein gemeingefährlicher Buckliger, der ihnen fortgelaufen ist«, meinte Jann.

»Gut für sie. Dann haben sie ja jetzt Platz für den hässlichsten Bastard von ganz Friesland«, erwiderte Abbe.

»Ich glaube, diese Truppe habe ich schon mal in Bremen gesehen«, sagte Jorien.

»Sind sie gut?«, fragte Jann.

»Lass es uns herausfinden.«

Sie gingen zu den Zelten. Einem Jongleur, der mit hinter dem Kopf verschränkten Armen im Gras lag und die Abendsonne genoss, warf Jorien einen Pfennig zu.

»Zeig, was du kannst!«

Der Jongleur reagierte blitzschnell, er fing die Münze auf und warf sie Jorien mit derselben fließenden Bewegung zurück. »Für eine hübsche Maid wie dich ist die Vorstellung kostenlos.« Federnd kam er auf die Füße und holte mehrere Bälle aus einem Beutel.

»Verdammt noch eins, Ganelin«, murzte der Gaukler, der im Suppentopf rührte. »Wenn dir einer Geld gibt, dann nimmst du es. Von einem hübschen Gesicht kannst du dir nichts kaufen.«

»Du bist so gierig wie ein Wucherjude«, gab Ganelin spöttisch zurück. »Den ganzen Tag denkst du nur an Geld, Geld, Geld. Reicht dir das Silber nicht, dass dir dieser Narr für den Bären gegeben hat?«

»Das beantwortet die Frage, was in dem Käfig war«, meinte Abbe.

»Wird das heute noch was?«, fragte Jorien.

Der Jongleur warf die bunten Bälle hoch und ließ sie in der Luft kreisen. Erst drei, dann vier, dann fünf – Ganelins Hände bewegten sich schneller und schneller und griffen kein einziges Mal daneben. Manchmal schoss ein Ball hoch hinauf und fiel zurück zu den anderen, die nicht aufgehört hatten, im Kreis zu wirbeln.

Abbes Augen glänzten. »Nicht übel.«

»Na ja«, sagte Jann mit einem Seitenblick zu Jorien, die ebenfalls beeindruckt wirkte. »Die Gaukler, die letztes Jahr an Michaelis da waren, konnten sogar mit Messern jonglieren.«

Nacheinander fing Ganelin die Bälle auf und hielt in einer Hand zwei, in der anderen drei. »Du willst Messer? Ich jongliere besser mit Messern, als du es je gesehen hast.«

»Beweise es«, sagte Abbe.

Ganelin streckte die Hand aus. »Das macht einen Pfennig.«

Jann sah Wilke und Here über die Wiese kommen. Die Gaukler, die den Richter des Kirchspiels erkannten, erhoben sich. Der bunt gekleidete Mann mit den gelben Zähnen verneigte sich. Es lag ein Hauch von Spott darin.

»Gott zum Gruß, ehrwürdiger Wilke Tammen. Erlaubt Ihr uns, Euch für ein paar Münzen mit Gaukelspiel zu erfreuen und die Nacht in Warfstede zu verbringen?«

Wilke hakte die Daumen hinter den Gürtel und stierte den Gaukler an. »Ich habe gehört, ihr wart in Duvelslond.«

»Von dort kommen wir. Die braven Christen von Duvelslond haben Himmelfahrt gefeiert, und wir durften sie drei Tage lang mit Musik und Schabernack unterhalten.«

»Habt ihr Enne Rycken Hylkena gesehen?«

Der Gaukler nickte. »Ihn und seine Schwester Alke, jawohl. Er gab uns ein Quartier in der Burg und kaufte uns unseren alten Tanzbären ab.«

Enne lebte also. Jann konnte spüren, dass sein Vater innerlich vor Zorn kochte.

»Was zum Teufel will er denn mit einem Tanzbären?«, wollte Here wissen, doch die Gaukler schauten allein Wilke an.

»Ist Enne wohlauf?«, fragte dieser.

Der Sprecher des fahrenden Volkes wirkte nun ganz und gar nicht mehr spöttisch. Er fühlte sich sichtlich unwohl in seiner Haut. »Er hat nur einmal mit uns gesprochen. Er wirkte sehr schwach.«

»Schwach?«

»Nun, verletzt. Er muss an einer Krücke gehen und kann den linken Arm nicht bewegen.«

»Ins Haus«, befahl Wilke seinen Söhnen.

»Wir sehen uns«, sagte Jann zu Jorien, ehe er seiner Familie folgte.

Here drehte sich noch einmal zu den Gauklern um. »Ihr dürft hier nächtigen. Aber wenn ihr Ärger macht, jagen wir euch fort.«

Abbe war der Letzte, der die Leiter zur Halle erklomm. Jann half ihm, indem er ihm die Hand reichte.

»Warum ist der Sauhund nicht verblutet?« Wilke ergriff einen Krug und schleuderte ihn durch die Halle. »Der Teufel muss ihn gerettet haben!«

»Nun, es klingt, als wäre er gerade so mit dem Leben davongekommen«, sagte Here. »Das erklärt, warum er sich wochenlang nicht gerührt hat.«

»Wir müssen ihn vernichten, bevor er sich erholt hat.«

Jann überließ Here das Reden. Wenn ihr Vater in dieser Stimmung war, genügte ein falsches Wort, um sich seinen Zorn zuzuziehen.

»Wie denn?«, entgegnete Here. »Solange er nicht laufen und kämpfen kann, wird er sich in der Wasserburg verkriechen.«

»Ich will wissen, was wir tun können, kein verzagtes Weibergewäsch!«, fuhr Wilke ihn an.

»Wichtig ist vor allem, dass wir wachsam sind«, mischte Abbe sich ein. »Enne wird sich für den Hinterhalt rächen wollen, sobald er dazu in der Lage ist. Wir müssen die Bauern in der Geest warnen.«

»Kümmere dich darum«, sagte Wilke, ohne ihn anzuschauen. Er ging unruhig umher und fuhr sich dabei mit der Hand durch den Bart. Schließlich starrte er seine Söhne an. »Wann ist die nächste Versammlung der Landsgemeinde?«

Kapitel sieben



Esens

Vier Tage nach Pfingsten verließen dreizehn Reiter und ein Pferdewagen Warfstede. Es war früh am Morgen. Ein flammender Streif lag über der Heide, das Meer gleißte wie ein Silberteller im Kerzenschein. Als sie den Turm beim Gottesacker passierten, grüßte sie der Wächter mit erhobener Hand.

Jann zügelte das Pferd und blickte zurück. Er konnte die Lastadie kaum erkennen – die Hütten Warfstedes und das hohe Schilf am Seeufer verdeckten den Schiffsbauplatz. Folkmar und seine Leute werkelten gewiss bereits auf der Kogge. Dank des guten Wetters kamen sie zügig voran, jeden Tag arbeiteten sie bis zur Abenddämmerung und gönnten sich nur am Sonntag Ruhe. Das Schiff sollte bis zum Spätsommer fertig werden. Jann hätte Folkmar auch heute gerne geholfen, doch sein Vater bestand darauf, dass ihn all seine Söhne zur Zusammenkunft der Landsgemeinde begleiteten. Jann konnte der Versammlung wenig abgewinnen. Inmitten all der Richter, die sich voreinander aufplusterten, kam er sich fehl am Platz vor.

Er seufzte und schloss zu den anderen auf.

»Wieso hast du Bebbe nicht mitgenommen?«, fragte Abbe gerade.

»In Esens wird er mir nur gestohlen«, antwortete Ippe, der neben Abbe auf dem Wagenbock saß und die Leine hielt. »Er bleibt schön in der Kirche. Gela sieht nach ihm, während ich fort bin.«

»Was redet ihr da?«, fragte der Söldner Bebbe Tygen mit gerunzelter Stirn. »Ich bin hier.«

Abbe grinste genüsslich. »Bebbe ist Ippes Schwein.«

»Du hast das Schwein nach Bebbe benannt?« Here lachte.

»Du solltest stolz sein«, wandte sich Ippe an den Söldner. »Er ist ein sehr kluges Ferkel.«

Die übrigen Krieger johlten vor Heiterkeit. Bebbe Tygen stieg die Zornesröte ins Gesicht.

»Wenn ich das Vieh das nächste Mal sehe, stech ich es ab!«

»Wehe dir!«, ereiferte sich Ippe. »Wenn du Bebbe auch nur eine Borste krümmst, Sorge ich dafür, dass man dich exkommuniziert, damit deine Seele dereinst zur Hölle fährt.«

Der fromme Söldner erleichte. Er kniff die Lippen zusammen, trieb sein Pferd an und ritt voraus zu Wilke. Abbe wirkte überaus zufriedenen.

»Das ist dein Werk, oder?«, raunte Jann ihm zu.

Sein Bruder hüllte sich lächelnd in Schweigen.

Die Marsch mit ihren kleinen Weilern und fruchtbaren Feldern wich bald der dünnbesiedelten Geest. Der sandige Weg schlängelte sich durch das einsame Heideland. Nur vereinzelt erblickten Jann und seine Gefährten strohgedeckte Höfe, weidende Schafe oder ärmlich gekleidete Bauern, die dem Land karge Feldfrüchte abrangen. Am Himmel schwebten die Möwen auf dem Wind.

Nach zwei Stunden erreichten sie Esens und ritten durch das Tor in der Palisade. Der Ort war nicht viel größer als Warfstede, aber rauer, lauter, schmutziger – ein Marktflecken mit Bierschenken, Zunftstuben und Hurenhäusern, die allerlei fremdes Volk anlockten. Hütten und Scheunen, Kornspeicher und Backöfen bedrängten die schmalen Gassen, hie und da ragte das Steinhaus eines reichen Mannes auf und beanspruchte rücksichtslos seinen Platz in der Enge. Eine rotwangige Matrone räucherte Hering über dem Torffeuer. Ein Schmied nahm mit der Zange ein glühendes Hufeisen vom Amboss und tauchte es in den Wassereimer, sodass es zischte und dampfte. Schweine suhlten sich im Dreck, Hühner flohen gackernd vor Karrenrädern, die Menschen brüllten, lachten, schimpften und feilschten.

»Haltet nach den Hylkena Ausschau«, befahl Wilke seinen Söhnen.

Sie ritten zur Kirche des heiligen Magnus. Buden, Zelte und Warenstapel standen vor dem Gotteshaus aus Tuffstein, ineinander verkeilt wie Treibgut in einem verstopften Siel. Das schiffbare Tief, das Esens mit dem Meer verband, führte am Marktplatz entlang. Soeben legte ein schwer beladener Kahn an. Zwei Händler sprangen auf die Uferböschung und ließen die Knechte die Fässer abladen. Here

sagte etwas zu den Kriegern, doch wegen des Lärms verstand Jann kein Wort. Wilke trieb sein Pferd durch das Gewühl aus Menschen und Vieh, ritt beinahe einen Bauern über den Haufen und ignorierte dessen Schimpftirade. Mehrere Männer von den friesischen Inseln, gekleidet in Robbenfell, betraten gerade die Kirche.

Sie brachten den Wagen und die Rösser zum Friedhof, auf dem bereits ein Dutzend Reittiere standen.

»Pass auf die Pferde auf«, befahl Wilke einem Söldner, ehe sie die Kirche betraten.

Harlingerland war eine von knapp dreißig Landsgemeinden, die sich zum Schutz der Friesischen Freiheit zusammengeschlossen hatten. Dieser lose Bund, die Sieben Seelande, tagte einmal im Jahr in Groningen, doch auch die einzelnen Landsgemeinden hielten regelmäßig Versammlungen ab. Die sechzehn Richter von Harlingerland trafen sich seit jeher in der Kirche zu Esens, wo die Gebeine des heiligen Magnus ruhten, der schützend die Hand über die Landsgemeinde hielt.

Man hatte das Reliquienkästchen auf einem Steinsockel in der Mitte des düsteren Kirchenschiffs aufgestellt. Der Priester ging gerade herum und zündete Kerzen an.

»So viele Krieger!«, sagte er erschrocken, als die Osinga mit ihrem Gefolge hereinkamen. »Bitte legt die Schwerter am Eingang ab. Dies ist ein Haus Gottes.«

Sie kamen der Aufforderung erst nach, als Wilke sich vergewissert hatte, dass keiner der Anwesenden eine Waffe trug. Die meisten Richter waren mit zwei oder drei Begleitern gekommen – nicht einmal die raubeinigen Robbenjäger von Langeoog hatten so viele Kämpfer mitgebracht wie die Osinga.

Einer der Männer trat vor. Es war Kene Martins Reentzen, ein reicher Bauer aus Thunum, der großes Ansehen genoss, weshalb die Richter der Landsgemeinde ihn zum Enunciator gewählt hatten, zu ihrem Vorsteher. Er leitete die Zusammenkunft und vertrat die Landsgemeinde in Groningen. Kene Martins war ein alter Mann mit dünnem Haar und schlaffen Tränensäcken, doch seine Stimme klang noch immer kraftvoll. Er grüßte Wilke, Ippe, Here und Abbe. Jann hingegen war unsichtbar für ihn.

»Ich weiß, dass du Streit mit den Hylkena hast, aber während der Versammlung brauchst du keinen Angriff zu fürchten«, sagte er. »Das Gesetz garantiert jedem Redjeven sicheres Geleit. Schick deine Männer hinaus. Kriegsleute sorgen für Misstrauen und Unfrieden.«

»Wird Enne Rycken kommen?«, fragte Janns Vater.

»Niemand hat etwas von ihm gehört.« Kene wies mit der Hand auf das Kirchenportal. Widerstrebend befahl Wilke den Kriegern, draußen zu warten.

Nach und nach trafen die letzten Richter ein. Nur Enne kam nicht.

»Ich habe gehört, er sei verletzt«, meinte ein Redjeve.

»Nun, er weiß von der Zusammenkunft«, sagte Kene. »Wenn er nicht kommt, wird er seine Gründe haben.« Der alte Mann trat zum Reliquienkästchen und stampfte mit seinem Stecken auf, bis das Stimmengewirr in der Kirche verstummte. »*Eala Frya Fresena* – Heil, freie Friesen!«, eröffnete er die Versammlung. »Wir sind zusammengekommen, um die Geschicke von Harlingerland zu beraten, wie es das Landrecht seit alter Zeit gebietet. Der heilige Magnus möge unsere Herzen mit Weisheit füllen, auf dass wir nie vergessen, was unsere vornehmste Aufgabe ist: die Freiheit der Landsgemeinde zu schützen und ihren Wohlstand zu mehren.«

»So sei es«, sprachen die Männer wie aus einem Mund.

Ein junger Richter namens Uptet Cyben Platinga trat vor. Er lebte im Osten, an der Grenze zur Landsgemeinde Wangerland. »Wir müssen über den Deich sprechen«, sagte er. »In meinem Kirchspiel hat er beträchtlich gelitten. Der lange Frost und die vielen Stürme im Winter haben Schäden verursacht, die so zahlreich sind, dass meine Leute nicht mit dem Ausbessern nachkommen. Ihr müsst mir Hilfe schicken.«

»Ich kann niemanden entbehren«, erklärte ein Richter aus dem Landesinneren. »Du weißt, wie hart die Seuche mein Kirchspiel getroffen hat. Überall fehlt es an Arbeitskräften. Wir schaffen kaum noch die Feldarbeit.«

Mehrere Männer nickten mit düsterer Miene.

»Der Deich ist wichtiger als alles andere«, beharrte Uptet. »Wenn er bricht, gibt es eine Katastrophe. Habt ihr etwa schon vergessen, was Rikeld widerfahren ist?«

Rikeld Aden blickte mit grimmiger Miene in die Runde. In seinem Kirchspiel war im vergangenen Jahr der Deich gebrochen, woraufhin das tosende Meer ein großes Stück Land fortgerissen hatte. Ein ganzes Dorf war in den Fluten versunken. »Der Deich schützt uns alle«, sagte der bärtige und stämmige Richter. »Wir müssen ihn gemeinsam erhalten.«

Eine hitzige Debatte begann. Mehrere Männer sagten, auch in ihren Kirchspielen sei der Deich angegriffen. Sie brauchten alle verfügbaren Arbeiter, um die Schäden zu beheben, und könnten Uptet daher nicht helfen. Die Richter aus dem Hinterland erklärten gar, die Sache betreffe sie nicht, die Deichpflege sei Aufgabe der Marschbewohner.

»Das ist nicht wahr«, widersprach der alte Kene. »Die Kirchspiele haben den Deich stets gemeinsam erhalten. Auch ihr Geestleute profitiert von festen Dämmen an der Küste.«

»Das ist ein Märchen, das uns die Marschbewohner erzählen, damit wir artig für ihren Deich bezahlen«, sagte ein Richter aus dem Süden der Landsgemeinde. »Ich wohne einen ganzen Tagesmarsch von der Küste entfernt, und meine Höfe stehen auf hohen Warfen. Selbst die schlimmste Sturmflut kann uns nichts anhaben. Ich sehe nicht ein, warum ich den reichen Marschbauern Arbeiter schicken soll, während es bei mir zu Hause an allem fehlt.«

Kene Martins und Uptet Cyben griffen den Mann hart an. Wilke sagte nichts zu alledem. Er stand mit vor der Brust verschränkten Armen da und spähte immer wieder zum Kirchenportal.

»Wir müssen Kene und Uptet beistehen«, raunte Jann ihm zu. »Die Sache betrifft uns doch auch.«

»Halt den Mund«, befahl sein Vater.

»Aber Jann hat recht«, sagte Abbe. »Wenn der Deich in Gefahr ist, muss die Landsgemeinde...«

»Was die Landsgemeinde muss, entscheiden allein wir Redjeven«, fiel Wilke ihm ins Wort, und Abbe verstummte eingeschüchtert.

Der Streit wurde heftiger. Die Richter brüllten einander an und warfen sich gegenseitig Gier, Geiz und böswillige Absichten vor. Jann verspürte hilflosen Zorn. Jorien hatte recht – mit der Freiheit der Friesen und ihrer vielbeschworenen Einigkeit war es nicht mehr weit

her. In der Landsgemeinde ging es nur noch um den Egoismus der herrschenden Geschlechter. Kaum jemand war mehr bereit, ein wenig von seiner Macht, von seinem Reichtum abzugeben, um dem Wohl aller zu dienen. Lieber nahm man eigenen Schaden in Kauf, als einem Rivalen zu helfen.

»Ach«, meinte Ippe betrübt. »Die ewige Streitlust der Friesen – kein Wunder, dass Gott uns fortwährend mit Sturmfluten straft. Wenn wir endlich lernen würden, miteinander auszukommen, bräuchten wir gewiss keinen Deich.«

Kene sah sich schließlich gezwungen, den Disput zu beenden, indem er mit dem Stecken aufstampfte. »So kommen wir nicht weiter«, rief er. »Bei der nächsten Zusammenkunft greifen wir Uptets Bitte noch einmal auf. Bis dahin werde ich den heiligen Magnus bitten, den einen oder anderen von euch mit Vernunft und Mäßigung zu segnen.« Der alte Richter bedachte die Streithähne mit einem strafenden Blick. »Nun lasst uns fortfahren. Gibt es noch etwas, worüber wir sprechen müssen?«

»Ich bezichtige Wilke Tammen Osinga des Mordes an einem Mann Gottes und an zwei freien Friesen!«

Alle wandten sich zum Eingang um. Soeben kam Enne Rycken Hylkena herein, gefolgt von seiner Schwester Alke, zwei Kriegern und einem jungen Mann in einem schlichten Wollgewand. Enne stützte sich auf einen Stock und trug den linken Arm in einer Schlinge. Der Priester eilte herbei und forderte ihn auf, die Waffe abzulegen. Enne schob den Geistlichen zur Seite und hinkte zum Reliquienkästchen. Seine Augen glitzerten in den Höhlen wie Karfunkel in tiefem Fels. Er wirkte noch hagerer und blasser als beim letzten Mal, als Jann ihn gesehen hatte. Das strähnige Haar klebte ihm an der schweißnassen Stirn, es fiel auf kantige Kieferknochen und knochige Schultern. Jann erschien es, als wäre plötzlich eine Düsternis in den Raum gekommen, die sogar das Kerzenlicht verminderte. Wilke stand da wie eine Statue und stierte Enne an.

»Das sind ernste Vorwürfe«, brach Kene das Schweigen. »Erklär der Versammlung, was geschehen ist.«

»Vor zwei Monaten lauerten mir die Osinga in der Heide auf«, wandte sich Enne an die Richter. »Es war ein feiger Hinterhalt. Sie

töteten all meine Männer, brachten mir schwere Wunden bei und hätten gewiss auch mich erschlagen, wenn ich nicht geflohen wäre. Aber das genügte Wilke nicht. In seinem Hass ermordete er meine Begleiter, den Bauern Ihmel Campen, Ihmels Weib und den Vikar von Duvelslond.«

»Mein Name ist Herderic Campen. Ihmel war mein Bruder«, ergänzte der junge Mann, der mit Enne hereingekommen war. Trauer und Zorn ließen seine Stimme zittern. »Ein friedliebender und gottesfürchtiger Mann, der noch nie einem anderen Schaden zugefügt hat. Ich verlange Wiedergutmachung!«

»Bei Gott, Wilke!« Ippe wirkte erschüttert. »Ist das wahr?«

Wilke brachte ihn mit einem Blick zum Schweigen. Jann beobachtete Here, dessen Miene ausdruckslos war.

Abbe stieß ihn mit dem Gehstock an. »Warum hast du mir das nicht erzählt?«, zischte er.

»Willst du dich zu den Vorwürfen äußern?«, fragte Kene.

Wilke war bleich vor Zorn. Jann spürte, dass sein Vater alle Willenskraft aufbringen musste, sich nicht auf Enne zu stürzen. »Enne hat meinen Erstgeborenen ermordet«, sagte er. »Es ist mein Recht als Vater und freier Friese, ihm nachzustellen und ihn zu strafen.«

»Ihmel hatte mit eurer Fehde nichts zu schaffen!«, brauste Herderic auf. »Sein einziges Verbrechen war es, dass er mit Enne nach Esens zog.«

»Niemand bestreitet, dass eure Fehde gegen die Hylkena ehrenwert ist«, wandte sich Uptet Cyben an die Familie Osinga. »Euer Verlangen nach Rache gibt euch aber nicht das Recht, Unbeteiligte zu töten.«

»Enne lügt«, erwiderte Wilke. »Wir haben den Vikar und die Bauern nicht getötet.«

»Wir haben ihre Leichen gefunden!«, schrie Herderic mit hochrotem Kopf. »Ihr habt sie zusammen mit den toten Söldnern hinter der alten Mühle verscharrt!«

Ippe bekreuzigte sich und presste sich die Hand auf den Mund.

»Ich weiß nicht, wer die Leichen dort begraben hat. Wir haben sie nicht getötet«, beharrte Wilke.

»Du Lügenmaul«, sagte Enne. »Ich sollte dir die Zunge rausreißen.«

»Kein Redjeve bedroht einen anderen«, mahnte Kene. »Mäßige dich, oder du wirst von der Versammlung ausgeschlossen.« Der Enunciator wandte sich an Herderic. »Können wir die Leichen sehen?«

»Wir haben sie bereits nach Duvelslond gebracht und dort begraben«, antwortete der junge Mann.

Kene blickte Enne an. »Hast du gesehen, wie der Vikar und die Bauern erschlagen wurden?«

»Die Sache ist doch eindeutig«, sagte Enne. »Wer soll sie sonst erschlagen haben?«

»Hast du es gesehen oder nicht?«, wiederholte Kene schneidend.

Enne schwieg. Sein Mund war eine schmale Linie.

»Es gibt also weder Zeugen noch Beweise. Das macht es schwer, ein Urteil zu finden. Lasst uns beraten«, forderte der Enunciator die Anwesenden auf.

Einige Richter hielten Wilke für schuldig und forderten, die Familie Osinga solle ein Blutgeld an die Hinterbliebenen zahlen. Andere hingegen äußerten Zweifel an Ennes Worten und erklärten, es sei nicht Aufgabe der Landsgemeinde, sich in eine Familienfehde einzumischen.

Uptet machte schließlich den Vorschlag, Janns Vater solle einen Reinigungseid leisten. »Wilke Tammen soll die rechte Hand auf die Reliquie des heiligen Magnus legen und schwören, dass nicht er es war, der die Leute getötet hat. Er weiß, welche Folgen ein Meineid für sein Seelenheil hätte. Er wird es nicht wagen, uns zu täuschen.«

»Das ist lächerlich«, sagte Enne. »Wer kaltblütig einen Mann Gottes ermordet, schreckt auch vor einem Meineid nicht zurück.«

Die Mehrheit der Richter aber unterstützte den Vorschlag.

»Leg die Rechte auf den Schrein und schwöre vor Gott und dem heiligen Magnus, dass nicht du den Vikar und die Bauern getötet hast, und dass weder deine Söhne noch deine Kriegersleute an der Tat beteiligt waren«, forderte der alte Kene Wilke auf.

Stille erfüllte das Gotteshaus. Jann wagte es nicht, seine Verwandten anzuschauen. Sein Blick wanderte zu Alke, die sich im Schatten hielt. Wie sie da stand und das Geschehen mit undurchsichtiger Miene beobachtete, erschien sie Jann wie eine hinterlistige Katze.

Wilke trat an den Sockel und legte die Hand auf das Reliquien-

kästchen. »Weder ich noch jemand aus meinem Haus haben den Vikar von Duvelslond, den Bauern Ihmel Campen und Ihmels Weib getötet. Das schwöre ich bei meiner Seele, der heilige Magnus sei mein Zeuge.«

Jann hörte Ippe scharf einatmen. Wilke hatte tatsächlich einen Meineid geschworen – am heiligsten Ort der Landsgemeinde! Sein Mund wurde trocken. Er spähte zu Here, der die Stirn runzelte. Hatte sein Halbbruder wenigstens Schuldgefühle?

Enne lachte böse. »Ich hoffe, ich werde dabei sein, wenn deine Seele zur Hölle fährt.«

Wilke stierte ihn über den Reliquienschrein hinweg an. »Sorge dich lieber um den Tag, an dem ich dich zur Hölle schicken werde.«

»Genug«, ging Kene dazwischen. »Es ist entschieden. Mit seinem Eid hat uns Wilke von seiner Unschuld überzeugt. Lasst uns die Sache nun...«

»Ich akzeptiere dieses Urteil nicht!«, fiel ihm Herderic ins Wort. »Jeder Mann mit Verstand weiß, dass Wilke lügt. Ich verlange Gerechtigkeit für meinen Bruder. Die Familie Osinga soll für seinen Tod bezahlen.« Der junge Mann baute sich vor Wilke auf. »Ich fordere dich zum Zweikampf.«

In der Kirche machte sich Unruhe breit.

»Was hier geschieht, ist ungeheuerlich!«, empörte sich der Priester von Sankt Magnus. »Der Heilige Vater hat gerichtliche Zweikämpfe bereits vor über hundert Jahren verboten.«

»Es ist mein Recht als freier Friese, mit dem Schwert in der Hand Gerechtigkeit zu fordern«, beharrte Herderic.

Kene wirkte unentschlossen. »Soll der Streit zwischen Herderic und Wilke Tammen wie in alter Zeit mit einem Zweikampf entschieden werden?«, fragte er in die Runde.

»Lasst sie kämpfen!«, rief ein Richter, und die anderen brüllten zustimmend.

Kene blickte Wilke an. »Nimmst du Herderics Herausforderung an?«

»Ich werde meine Unschuld im Kampf beweisen«, erklärte Janns Vater grimmig.

Plötzlich trat Here vor. »Lass mich für die Familie eintreten.«

»Herderic hat mich herausgefordert, nicht dich. Geh zurück zu deinen Brüdern.«

»Vater...«

»Ich sage es nicht noch einmal.«

Die Lippen zusammengekniffen, zog sich Here zurück.

»Das haben wir jetzt von deiner Unbeherrschtheit«, raunte Jann ihm zu. »Wenn Vater erschlagen wird, ist es deine Schuld.«

»Halt den Mund!«, zischte Here.

»Der Kampf wird vor der Kirche ausgetragen«, sagte Kene. »Möge der Herr die Schwerter der Kontrahenten lenken und auf diese Weise die Wahrheit enthüllen.«

Kapitel acht



Es ist gottlos und schändlich«, lamentierte Ippe. »Das Laterankonzil hat es dem Klerus verboten, Zweikämpfen beizuwohnen. Ich sollte überhaupt nicht hier sein.« Das hielt den Geistlichen jedoch nicht davon ab zu bleiben, während der Kampfplatz mit Speeren und gespannten Schnüren abgesteckt wurde.

Man hatte den Markt für den Zweikampf unterbrochen, doch das Gedränge vor der Kirche war noch weitaus schlimmer als bei ihrer Ankunft. Ganz Esens, so schien es, strömte herbei, um das Spektakel zu sehen. Jann hörte die Leute Wetten abschließen, wer den Sieg davontragen würde. Herderic hatte sich in seine Ecke des quadratischen Platzes zurückgezogen. Barfuß und mit Schwert und Schild in den Händen lockerte er seine Muskeln. Der Bauer wirkte kräftig und flink, er war gewiss kein leichter Gegner. Enne sprach leise mit ihm und spähte immer wieder zur Familie Osinga hinüber.

In der gegenüberliegenden Ecke herrschte angespanntes Schweigen. Janns Herz stampfte in der Brust wie ein eingesperrtes Tier, als sein Vater die Schnur hob und auf den Kampfplatz trat. Unter anderen Umständen hätte er sich kaum Sorgen gemacht. Wilke war einer der besten Krieger der Landsgemeinde und selbst einem jungen und kraftstrotzenden Mann wie Herderic überlegen. Heute aber spielten Körperkraft und Kampferfahrung keine Rolle, denn der Waffengang war ein Gottesurteil: Nicht der Beste würde siegen, sondern der Gerechte. Jann wagte nicht einmal, für seinen Vater zu beten. Wenn er Gott anflehte, einem Mörder und Meineidigen beizustehen, machte er gewiss alles nur noch schlimmer.

»Dies ist Herderic Campen«, rief der alte Kene, und tosender Jubel brandete über den Marktplatz, »...und dies Wilke Tammen Osinga.« Der Jubel fiel deutlich verhaltener aus. Hier und da waren gar Schmährufe zu hören.

Das Publikum hat sein Urteil bereits gefällt, dachte Jann.

»Herderic behauptet, Wilke habe seinen Bruder Ihmel erschlagen. Wilke weist jede Schuld von sich«, fuhr Kene unbeirrt fort. »Wer lügt? Wer spricht wahr? Was kein sterblicher Mann entscheiden kann, darüber soll Gott richten!«

Als der neuerliche Jubel abgeklungen war, erklärte der Enunciator: »Dies sind die Regeln: Siegt Herderic, ist Wilkes Schuld erwiesen, und er muss für sein Verbrechen büßen. Entscheidet aber Wilke den Kampf für sich, so ist sein Gewissen rein, und er darf unbehelligt gehen. Sieger ist, wer seinen Gegner entwaffnet, vom Platz stößt – oder tötet. Nun kämpft, auf dass der Herr durch eure Waffen spricht!«

Kene verließ das abgesteckte Quadrat. Jann und seine Verwandten standen in der vordersten Reihe, die aufgepeitschte Menge wogte von hinten gegen sie. Jann stellte sich breitbeinig auf und hielt einen besonders lästigen Dränger mit dem Ellbogen fern. Neben ihm klammerte sich Abbe an dem im Boden steckenden Speer fest. Ippe wurde gegen die gespannte Schnur gedrückt und kämpfte schimpfend um sein Gleichgewicht.

Wilke schlug mit dem Schwert auf den Schild. Er wartete ab und ließ Herderic kommen. Der junge Bauer zischte ein Wort, das im Lärm unterging, doch Jann las es ihm von den Lippen ab: *Mörder*. Langsam schlich er auf Wilke zu, die Zähne gebleckt, das Schwert zum Schlag bereit. Plötzlich machte er drei schnelle Schritte, die Klinge zuckte. Wilke wehrte den Stoß mühelos ab. Herderic wich zurück und griff mit neuem Schwung an. Beträchtliche Kraft lag in seinen Schwerthieben. Die Waffe knallte dröhnend auf den Schild, Funken und Holzsplitter flogen. Jann hatte gesehen, dass Herderic stets auf den Hals oder den Kopf zielte. Der Bauer wollte den Kampf nicht gewinnen, indem er seinen Gegner entwaffnete. Er wollte Wilke töten.

»Mörder!«, brüllte er, und diesmal übertönte er das Tosen der Menge.

Mit einer Eleganz, die man einem derart bulligen Mann kaum zutraut hätte, tänzelte Janns Vater zur Seite und gelangte in die Mitte des Platzes. Als Herderic ihn abermals attackierte, schlug Wilke dessen Schwert zur Seite und ging zum Gegenangriff über. Seine Klinge schlug tiefe Kerben in Herderics Schild.

